JAHRBUCH VOM THUNER- UND BRIENZERSEE

1973

JAHRBUCH
VOM THUNER- UND BRIENZERSEE
1973

Herausgegeben vom
Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Selbstverlag des Uferschutzverbandes

Verantwortlich für die Redaktion:
G. Beyeler, F. Knuchel, O. Reinhard

Umschlag:
Holzschnitt «Kirche Ringgenberg mit Brienzersee»
von Ernst Huber, Ringgenberg

Buchdruck/Offset O. Schlaefli AG, Interlaken

Vorstand 1973

Präsident:	Beyeler G., Schulinspektor, Unterseen *
Vizepräsident:	Reinhard O., Oberförster, Interlaken *
Sekretär:	Stähli A., Lehrer, Unterseen
Protokollführer:	Bettler Dr. W., Fürsprecher und Notar, Interlaken
Rechnungsführer:	Teuscher H., Vizedirektor Kantonalbank, Interlaken *
Mitglieder:	Bischoff S., alt Kreisoberingenieur, Thun
	Boß H., dipl. Architekt, Zweilütschinen *
	Dasen Dr. H., Verkehrsdirektor, Spiez *
	Glaus Dr. H., Seminarlehrer, Thun
	Grosjean Prof. Dr. G., Kirchlindach
	Hartmann M. R., Direktor, Beatushöhlen
	Hauri Rolf, Adjunkt, Bern
	Hofer H., Lehrer, Merligen
	Horlacher Ch., Kantonsbaumeister, Bern
	Huber E., Kunstmaler, Niederried
	Kaufmann Chr., Wildhüter, Iseltwald
	Knuchel F., Lehrer, Interlaken *
	Krebs E., Hotelier, Interlaken
	Kunz Urs, Großrat, Goldiwil
	Lombard P., dipl. Ingenieur ETH, Stadtbaumeister, Thun
	Mathyer E., Postverwalter, Brienz
	Meyes H., Landwirt, alt Gemeindepräsident, Amsoldingen
	Michel O., Oberlehrer, Bönigen
	Perren R., Lehrer, Brienz
	Pflugshaupt H., Sek.-Lehrer und Gem.-Präs., Hilterfingen
	Suter U., Mechanikermeister, Ringgenberg
	Thönen W., Direktor STI, Hünibach
	Zollinger Dr. H., Oberrichter, Bern
Rechnungsrevisoren:	Bartholdy J., alt Bankverwalter, Interlaken
	Bohren E., Bankprokurist, Unterseen
Ersatzmann:	Goldschmid W., Bankprokurist, Interlaken
Bauberatung:	*Gemeinden Sigriswil und Spiez sowie an den kleinen Seen im Amte Thun:*
	Zihlmann H., Architekt, Hünibach
	Gemeinden Thun, Oberhofen und Hilterfingen:
	Stähli R., dipl. Architekt ETH, Thun
	Gemeinden Leißigen, Därligen, Unterseen, Beatenberg:
	Huggler H., dipl. Architekt ETH, Brienz
	Gemeinden am Brienzersee:
	Boß H., dipl. Architekt ETH, Zweilütschinen
	Planungsberater:
	Steiner U., dipl. Architekt ETH, Spiez

* Geschäftsleitender Ausschuß

Rudolf Wyss

Vierzig Jahre Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee 1933–1973

Im Jahre 1958 legte Dr. Hans Spreng, seit 1933 Präsident des Uferschutzverbandes, eine schmale, reich bebilderte Jubiläumsschrift vor, mit welcher er darlegte, was der Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee während den ersten fünfundzwanzig Jahren seines Bestehens geleistet hatte. Was die kleine Schrift erzählt, ist erstaunlich. Mit einem Elan sondergleichen hatten sich Gründer, Präsident und Mitglieder des Geschäftsleitenden Ausschusses an eine Aufgabe herangemacht, die in den Verbandsstatuten wie folgt umschrieben worden war:

> «Die Erhaltung des Landschaftsbildes des Thuner- und Brienzersees in seiner Eigenart, ferner die Erhaltung und Erschließung einzelner Uferpartien zur öffentlichen Benützung.»

Es war allerdings höchste Zeit, in das Geschehen, das sich an den Oberländer Seen abspielte, einzugreifen. Unmittelbarer Anlaß zur Gründung des Verbandes hatte das Schicksal der Schloßbesitzung Chartreuse und die drohende Aufteilung und Überbauung von Seematte und Bächimatte geboten. Für die Öffentlichkeit hätte der Verlust einer derartigen Uferpartie eine nicht mehr gutzumachende Verarmung bedeutet. Was sich hier an der Pforte des Berner Oberlandes abspielte, war auch an andern Seepartien zu befürchten. Schon war in der Weißenau, dem unberührten Naturidyll am obern Thunersee ein erstes Ferienhaus erstellt worden; am Brienzersee, wo sich noch auf weite Strecken die Ufer in öffentlichem Besitz befanden, drohte eine Entwicklung, die auch dieser einzigartigen Landschaft eines noch wenig verdorbenen Bergsees ihren Charme genommen hätte. Aus dieser Bedrohung heraus ist der Uferschutzverband entstanden.

Die Aufgabe, die sich die Initianten in ihren Statuten gestellt hatten, blieb nicht toter Buchstabe. Mit Weitblick, mutiger Entschlossenheit und einem wahren Pioniergeist wurde in das verhängnisvolle Geschehen eingegriffen. Ehrwürdige Besitzungen mit ihrem herrlichen Umschwung wurden für die Öffentlichkeit gerettet, die Weißenau wurde unter Naturschutz gestellt, in einer jeden Seegemeinde konnten Maßnahmen getroffen werden, von denen unsere Generation und auch die kommenden Geschlechter ihren Nutzen ziehen. Vielfach ist es schon vergessen, wie dieser Schutz der Uferlandschaft oftmals in harter Auseinandersetzung erkämpft werden mußte gegen Gleichgültigkeit, Unverständnis und private Interessen. Dabei ging es nicht nur darum, die Gelder aufzubringen, wie sie zur Lösung einer jeden großen Aufgabe nötig sind; in gleichem Maße mußte das Interesse der Bevölkerung geweckt werden; es galt, eine eigentliche Naturschutzgesinnung zu schaffen und die Behörden an ihre Verantwortung gegenüber dieser Landschaft, die wir lieben, zu ermahnen.

Wir staunen heute, was Dr. Hans Spreng mit seinen Mitarbeitern während den ersten fünfundzwanzig Jahren des Uferschutzverbandes zustande brachte. Ihr Jubiläumsrapport ist das Dokument eines kompromißlosen Einsatzes und vieler Erfolge, deren Früchte wir heute als eine Selbstverständlichkeit hinnehmen. Als eine wohltätige Institution hatte sich die Einführung der Bauberatung erwiesen, überwachten nun doch erfahrene Fachleute das Geschehen an den beiden Seen; immer wieder war es ihnen möglich, Fehlentwicklungen zu verhindern und Lösungen anzustreben, die sich mit dem schutzwürdigen Antlitz unserer Seen vertragen. Aus den Jahresberichten liest man heraus, wie sich Geschäftsleitender Ausschuß und Bauberatung mit dem großen Wandel in den Baustilen, wie er sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat, auseinandersetzen mußten. Eine neue Gesinnung, wie sie sich auch in den Bauten ausdrückt, läßt sich nicht aufhalten; es gilt indessen, das Neue in das Überlieferte harmonisch einzugliedern. Mit der wachsenden Bevölkerung und der Verengung unseres Lebensraumes kommt eben auch der Grundbesitzer nicht darum herum, auf den Nachbarn und die tausende von Erholungssuchenden aus Stadt, Land und fremden Nationen Rücksicht zu nehmen.

Dr. Hans Spreng durfte in seinen letzten Jahren noch einige Erfolge seines Einsatzes erleben. Mehr und mehr traten aber neue Probleme

an den Uferschutzverband heran, so der «Ausverkauf der Heimat», wie er sich auch bei uns auszuwirken begann, der Verkauf von Seegrund an Private, die Zunahme der Motorboote und des Wasserskisports auf dem Thunersee. Und nicht zuletzt war Stellung zu nehmen zum Projekt einer linksufrigen Brienzerseestraße, die als Teilstück des schweizerischen Nationalstraßenprogramms zur Lösung der unhaltbaren Verkehrsverhältnisse im Raume des engern Oberlandes beitragen sollte.

*

Dr. Hans Spreng ist 1963 seiner Lebensaufgabe durch den Tod entrissen worden. Schon an der Generalversammlung vom 11. Februar 1961 war eine eigentliche Wachtablösung auf den Kommandoposten des Uferschutzverbandes erfolgt. Mit Schulinspektor Gottfried Beyeler übernahm ein Mann die Leitung des Verbandes, der mit nicht weniger Weitblick die Aufgabe, die Landschafts-, Natur- und Heimatschutz an den Ufern unserer Seen zu erfüllen haben, erkennt. Auch ihm steht eine Gruppe initiativer Mitarbeiter und Bauberater, die über die einzelnen Probleme Bescheid wissen, zur Seite. Mögen einige der großen Aufgaben, wie die Schaffung eigentlicher Naturreservate an den Seen, erfüllt sein, so ist doch die Zahl neuer Fragen nicht kleiner geworden. Die Auswirkungen einer Hochkonjunktur, während welcher sich die Ansprüche der Wohlstandsgesellschaft ins Maßlose steigern, bedeuten eine fortlaufende Bedrohung des landschaftlichen Bildes, der schützenswerten Natur und des Erholungscharakters unserer Seen. Man kann sich nicht vorstellen, welche Einbrüche in das gewohnte Bild entstanden wären, würde nicht weiterhin das Geschehen an unseren Ufern überwacht. Die verantwortlichen Kreise sind sich dabei wohl bewußt, daß neue Zeiten oftmals andere Lösungen erfordern, daß aber auch den Einzelheiten Rechnung getragen werden muß, soll das Große in seinem Bestand erhalten bleiben. So erschöpft sich die Arbeit des Geschäftsleitenden Ausschusses nicht nur in jenem Einsatz, bei dem spektakuläre Erfolge zu erzielen sind; sie vollzieht sich ebenso oft in einer Kleinarbeit, die dazu beiträgt, manchen verlorenen, anscheinend nebensächlichen Winkel unversehrt der Öffentlichkeit zu erhalten oder Gefahren abzuwenden, von deren Auswirkungen sich großzügige Initianten keine Rechenschaft geben können. Auf solche Weise hat der Uferschutzverband an unseren Seen Planung betrieben, längst

bevor «Planung» auf allen Ebenen zu einem Modewort geworden ist. Galten früher die Oberländer Seen als relativ saubere Gewässer, so hat sich auch hier die Lage tiefgreifend geändert. Mit Genugtuung sei indessen vermerkt, daß in den meisten Siedelungen Abwasserkläranlagen im Bau begriffen sind oder projektiert werden; für den Herbst 1974 dürfte die ARA Interlaken, die alle Abwässer von sechs Bödeli-Gemeinden zusammenfaßt und reinigt, vollendet sein. Die Verhältnisse am obern Thunersee, die sich in den letzten Jahren mehr und mehr verschlimmerten, dürften damit grundlegend saniert sein. Unbefriedigend ist vielerorts die Kehrichtbeseitigung; auch hierfür stehen regionale Maßnahmen zur Diskussion. Das häßliche Bild der Kehrichtdeponien, das noch in verschiedenen Seegemeinden zu treffen ist, dürfte damit verschwinden. Die Eindämmung des privaten Motorbootverkehrs, der bei einem rücksichtslosen Verhalten der Bootfahrer die Ruhe an den Seen empfindlich stört, gehört ebenso zu den Aufgaben des Uferschutzverbandes wie die angestrebte Ordnung für die Anlageplätze der Kleinschiffahrt; eine befriedigende Lösung muß mit den staatlichen Instanzen gefunden werden, wobei es nicht anders als mit Kompromissen gehen wird, um den auseinanderstrebenden Interessen Rechnung zu tragen.

In der vor einigen Jahren leidenschaftlich ausgetragenen Auseinandersetzung um die Führung der Autostraße am Brienzersee ist es stille geworden. Der Uferschutzverband hatte — nicht zuletzt mit Rücksicht auf die Bevölkerung an der rechten Seeseite — seine Zustimmung für das Projekt der linksufrigen Straße gegeben, indessen in den Verhandlungen mit den eidgenössischen Instanzen eine weitgehende Schonung der Landschaft zugesichert erhalten. Er hat es zudem erreicht, daß schon bei der Detailprojektierung ein Beauftragter für Natur- und Landschaftsschutz beigezogen werde. Auch erhielt er die Zusicherung, daß in der einzigartigen Naturlandschaft zwischen Gießbach und Iseltwald ein neuer Wanderweg erstellt werde. Es wird nicht zu verhindern sein, daß während der Bauzeit in Wälder und Weiden Wunden geschlagen werden; der Uferschutzverband und sein Beauftragter werden indessen dafür besorgt sein, daß das herrliche Gelände seinen Charakter als stille Erholungslandschaft nicht verliere.

Es gibt keine Gemeinde an den beiden Seen, in der nicht während den vergangenen fünfzehn Jahren der Uferschutzverband durch seine weit-

sichtige Planung und seine moralische und finanzielle Unterstützung wesentliche Beiträge zur Förderung des Ufer- und Landschaftsschutzes geleistet hätte. Sinnvolle Tätigkeit in diesem Sinne ist nur im Einvernehmen mit den Gemeindebehörden möglich. Mit großer Befriedigung darf vermerkt werden, daß heute fast überall die Behörden das rechte Bewußtsein für echten Heimatschutz besitzen und ungeachtet der vielen andern Ansprüche, die an ihre Finanzen gestellt werden, gerne auch ihren Anteil an die Verwirklichung entsprechender Projekte leisten. Anderseits wissen sie es auch, daß die Instanzen des Uferschutzverbandes ihnen gerne bei der Beratung ihrer Planung, ihrer Bauzonen und ihrer lokalen Anliegen zur Seite stehen.

Es fehlt uns der Raum zu einer eigentlichen Bestandesaufnahme über die in den vergangenen Jahren ausgeführten Werke. In Kürze seien nur einige der mit Unterstützung des UTB ausgeführten Arbeiten genannt. In Brienz bemüht man sich um die Erhaltung des in seiner baulichen Geschlossenheit bemerkenswerten Dorfteils rund um die Brunngasse. Durch den Erwerb der sogenannten Zuberbesitzung wurde ein wertvolles Grundstück am See der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt und gleichzeitig die Verwirklichung des Uferweges von der Station bis zum Kienholz einen Schritt näher gerückt. In Bönigen wurde die Erhaltung des alten Dorfbildes unterstützt, in Iseltwald die Gestaltung des Platzes bei der Ländte und des Quais gefördert. Der Gemeinde Ringgenberg wurde an die Kosten des gut gelungenen Umbaus des Platzes bei der Schiffländte ein namhafter Beitrag geleistet.

Am Thunersee gelang es, die Naturreservate Weißenau—Neuhaus und Gwattlischenmoos in ihrem Bestand zu sichern. Die Entwicklung des Boots- und Campingverkehrs im Gebiet von Neuhaus und Manorfarm erfordert eine stete Wachsamkeit, um die Anliegen der Öffentlichkeit zu wahren. In Leißigen wurde mit der Gestaltung des öffentlichen Quais und des Strandbades der freie Zugang an das Seeufer in befriedigender Weise gelöst. Der Gemeinde Spiez gelang es, die Besitzung Aeschlimann in Faulensee zu erwerben und in eine öffentliche Anlage umzubauen; der UTB leistete auch hier seinen Beitrag. Gerne hätte man auch die zutage geförderten Überreste der kleinen Columban-Kapelle erhalten; leider ließen sich die Pläne für die Kirche von Faulensee dieser unerwarteten Entdeckung nicht mehr anpassen. In Spiez selbst fanden die Bemühungen für alles, was der überragenden Stel-

lung des Bubenberg-Schlosses dienen kann, wie auch die Sanierung der Seebucht die volle Unterstützung der UTB-Behörden. In der Region Thun bringt das schnelle Wachstum der Bevölkerung mancherlei Aufgaben; für den Uferschutzverband stehen gegenwärtig der Ausbau des Strandweges im Gebiet der Lachen, die projektierte Überbauung des Strättlighügels und die vorgesehene Erstellung eines Bootshafens im Vordergrund seiner Bemühungen.

*

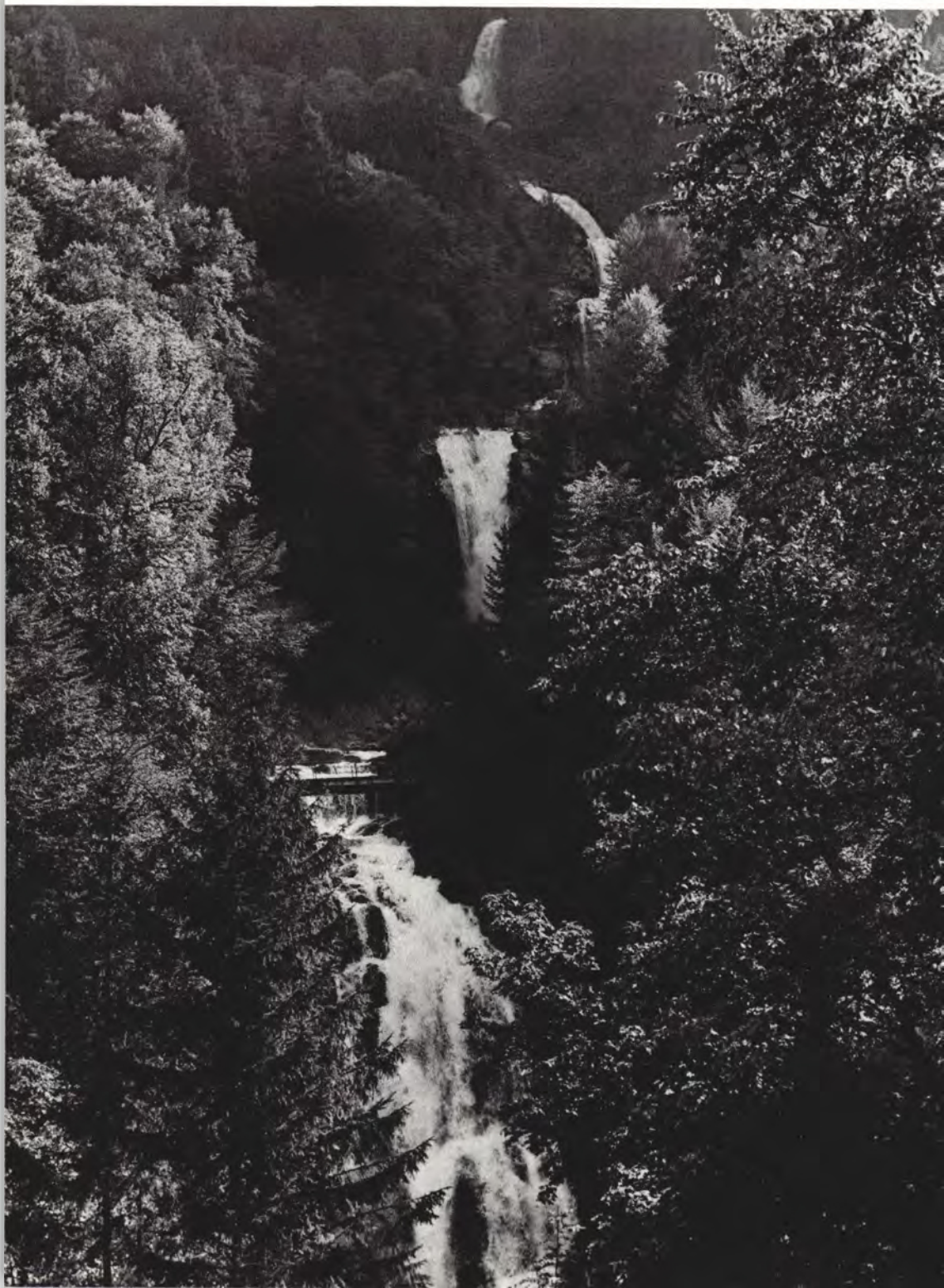
Der Uferschutzverband wacht nicht nur über den beiden großen Gewässern des Oberlandes, dem Thuner- und dem Brienzersee; er hat auch die kleinen Seen unter seinen Schutz genommen. So gelang ihm die staatliche Unterschutzstellung des Wyßenseeleins auf dem Areal des kommenden Schweiz. Freilichtmuseums Ballenberg. Die ob ihrer Tier- und Pflanzenwelt idyllische Jägglisglunte bei Brienz konnte vor der drohenden Zuschüttung gerettet werden. Auch das Burgseelein bei Goldswil-Ringgenberg hat der Staat unter seinen Schutz genommen; nach wie vor stellt sich indessen die Aufgabe, auch die reizvolle Umgebung vor einer unerwünschten Überbauung zu sichern. Der UTB kümmert sich aber auch um die Moränenseen im Thuner Westamt, die reizvoll gelegenen Seen von Amsoldingen, Uebeschi und Dittligen, wobei er mit Befriedigung feststellt, daß er bei den Seebesitzern und Anstößern auf Verständnis rechnen darf.
Bilden Bauberatung und eigentlicher Uferschutz die wesentliche Aufgabe des UTB, so sind auch seine Jahrbücher nicht zu übersehen. In ununterbrochener Reihe stellen diese Bände seit 1943 Annalen dar, in denen das Bild der Oberländer Seenlandschaft nicht nur in seiner baulichen Entwicklung dargestellt wird, sondern auch deren seelisches und kulturelles Antlitz zum Ausdruck kommt. Den Redaktoren (Gottfried Beyeler und Franz Knuchel) gelingt es Jahr um Jahr, Mitarbeiter zu gewinnen, die mit ihren historischen und literarischen, naturwissenschaftlichen und wirtschaftsgeschichtlichen Beiträgen dem Jahrbuch eine Bedeutung verleihen, die weit über das Alltagsgeschehen der Region hinausreicht. Es sind nicht bloß UTB- sondern eigentliche Oberländer Jahrbücher, wie sie in dieser Gediegenheit und Reichhaltigkeit kein anderer Landesteil besitzt. Diese jährliche Leistung ist um

Der Wanderweg durch das Weißenaureservat, wo es dem UTB gelungen ist, diesen «schönsten Uferstrich der Schweiz» für alle Zeiten zu retten.

Das Burgseelein bei Goldswil/Ringgenberg. Zur Idylle des stillen Gewässers gehört die schützenswerte Landschaft.

Der Entenstein bei Niederried, stiller Ruheplatz am natürlichen Ufer und freier Zugang an den Brienzersee.

Die Gießbachfälle, für deren Erhaltung sich der UTB einstmals mit allem Einsatz wehren mußte. Fotos Curt Werren



so höher zu bewerten, als deren Kosten die Jahresbeiträge der Einzelmitglieder übersteigt. Die Jahrbücher bilden indessen ein geistiges Band, das die Zusammengehörigkeit des Verbandes unterstützt, ähnlich wie es auch die Generalversammlungen tun, an denen jeweils hochstehende Vorträge über Fragen des Natur- und Heimatschutzes behandelt werden.

*

Vierzig Jahre Uferschutzverband: Man kann es kaum ermessen, was in diesen vier Jahrzehnten geleistet worden ist. Die Welle der Umweltveränderung hat in allen ihren negativen Formen auch unsere Seen erreicht. Daß bisher keine verheerenden Auswirkungen auf das Landschaftsbild und die Lebensverhältnisse eingetreten sind, verdanken wir nicht zuletzt dem Uferschutzverband, seinem Geschäftsführenden Ausschuß, seinen Bauberatern und seinem Vorstand. Vor allem aber sei der Präsident genannt, Schulinspektor Gottfried Beyeler, der nun seit zwölf Jahren mit unvermindertem Einsatz seine Aufgabe erfüllt und sich mit ganzer Hingabe auch den kleinsten Anliegen annimmt. Er ist sich der großen Verantwortung bewußt, die wir für das Gesicht und die Zukunft unserer Seen tragen. Was nützen kurzlebige Vorteile und Spekulationen, wenn wir nicht Sorge tragen zu einer Landschaft, die die Grundlage unseres Fremdenverkehrs darstellt und die einem jeden Anwohner das Gefühl geben sollte, Mitbesitzer einer schönen Heimat zu sein?

Die Arbeit, die vom UTB jahrein, jahraus geleistet wird, vollzieht sich zur Hauptsache in der Stille. Die Feier zum vierzigjährigen Bestehen bietet uns die Möglichkeit, wenigstens auf einige der erreichten Ziele und auf das in großer Treue verrichtete Wächteramt hinzuweisen. Es ist nicht zuletzt dem Uferschutzverband zu verdanken, daß der Sinn für diese Aufgaben immer weitere Kreise erfaßt. Die Aufnahme eines Artikels über den Natur- und Heimatschutz in die Bundesverfassung und die Ernennung eines hauptamtlichen Naturschutzinspektors für den Kanton Bern sind Belege für die wachsende Erkenntnis, daß keine Zeit mehr zu verlieren ist. Unser Dank gebührt denn auch

— den staatlichen Instanzen, die die Bedeutung der Uferschutzarbeit erkennen und unterstützen,

— den Gemeinden, die gewillt sind, mit dem UTB zusammenzuarbeiten,

— sicher aber auch den Mitgliedern, die durch ihre Beitragsleistung dem Verband finanziell und moralisch zur Seite stehen und mit ihren Anregungen, mit ihren Wünschen und gelegentlich auch mit ihrer Kritik auf aktuelle Fragen hinweisen.

Vergessen seien auch nicht die Organe der SEVA, die mit ihren Beiträgen die wirksame Arbeit des Uferschutzverbandes ermöglichen und gegenüber mancher speziellen Aufgabe, die über die Kräfte des Verbandes und der Gemeinde hinausgeht, Verständnis und Hilfe gewähren.

Hermann Wahlen

Johann Peter Flück, 1902–1954

Am 2. Februar 1954 ist in Schwanden bei Brienz, im Alter von nicht ganz 52 Jahren, der bedeutende Maler Johann Peter Flück auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens gestorben. Flück zählte schon in jungen Jahren zu den führenden bernischen und schweizerischen Malern seiner Zeit. Er ist auch einer der letzten Vertreter einer bedeutenden Malergeneration der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Heute ist es um Flück still geworden, und seines Lebens und Wirkens wurde bisher in keiner Darstellung gedacht. Dank großzügigem Entgegenkommen der Buchdruckerei E. Baumgartner in Burgdorf wurde es uns möglich, Flücks in einer 100 Seiten umfassenden, illustrierten Schrift erstmals zu gedenken und seine Kunst neu in Erinnerung zu rufen.

Heimat und Herkunft

Johann Peter Flück, geboren am 29. Juni 1902 in Schwanden bei Brienz, gehörte einem alten und angesehenen Schwandener Geschlechte an. Der Vater, Peter Flück, bewirtschaftete wie manche seiner Dorfgenossen und Vorfahren ein kleines Heimwesen und oblag daneben dem Schnitzlerhandwerk. Vater Flück war ein stiller, pflichtbewußter Mann, den seine Mitbürger schätzten. Er dachte mehr, als daß er sprach und suchte in der Stille des Lebens Sinn zu ergründen. Er war ein Philosoph im Bauernkittel und im Bereich der Schnitzlerei ein Künstler. Der deutsche Maler Max Liebermann hätte ihn in jungen Jahren gern nach Berlin an die Kunstakademie mitgenommen, um sein Talent weiterzubilden. Als Schnitzler hat Vater Flück schöne Erfolge erzielt und eine Reihe wirklicher Kunsthandwerke geschaffen.
Im Leben seines einzigen Sohnes, Johann Peter, spielte der Vater mit seiner starken Persönlichkeit eine wichtige Rolle. Von ihm hat der Sohn die ruhige, denkende Art und den künstlerischen Sinn mit ins

Leben bekommen. Von dem gegenseitigen Verständnis von Vater und Sohn zeugen auch verschiedene Bilder, in denen der junge Flück das Wesen seines Vaters in schöner Weise zur Darstellung bringt.
Die Mutter, Anna Flück, dem in Schwanden und Brienz stark verbreiteten Geschlecht der Schild entstammend, eine tüchtige Hausfrau, hat die Berufsarbeit des Gatten als Verkäuferin der Schnitzlerwaren nach Möglichkeit gefördert. Ihr oblag der Handel damit. Sie sorgte nicht nur für den Absatz der Werke aus der eigenen Butik, sondern auch derjeniger mancher benachbarter Schwandener und Brienzer Schnitzler. Von ihr, bezeugt ihr Sohn, habe er den frohen Mut, die lebensbejahende Kraft und einen Schuß Schalkheit mit ins Leben bekommen. Sie hat ihren Sohn in echt mütterlicher Art umsorgt und ihm auch den Weg zur Kunst ebnen helfen. In Schwanden hat der junge Flück, betreut und behütet von seinen Eltern und an der Seite seiner um sieben Jahre ältern Schwester Anna, seine Jugendzeit verbracht.
Miterziehende Bedeutung bewies auch die engere Heimat, die seine Wesensart und bis zu einem gewissen Grad sein künstlerisches Empfinden, namentlich für die Landschaft mitgeprägt hat.
Flück liebte sein Schwanden und das Dorf Brienz mit seinem See, eingebettet in die breite Talmulde, deren Bergketten sich zu stattlicher Höhe erheben, die aber doch der Weite und Schönheit der Landschaft keinen Abbruch tun. Der Brienzergrat im Norden mit der steil abfallenden Schwandenfluh ist wohl nicht gefahrlos, bietet aber auch Schutz vor kalten Nordwinden. Unter dem Einfluß des Föhns reifen hier die frühesten Kartoffeln nordseits der Alpen, und frühes Gemüse und Obst zählen zur Eigenart der Gegend.
Flück hat zwar seine heimatliche Landschaft nicht nur in sonniger Verklärtheit, sondern mit Vorliebe in der Dämonie der Naturkräfte, in Sturm und Gewitter geschaut, oder aber im Düster der Novembernebel, an Winterabenden, dann aber auch im Erwachen des Frühlings. Die Gefahren des Schwanden- und Lammbaches wirkten noch in seinen Jugenderinnerungen nach, auch wenn sie vor seinem Besinnen verbaut worden waren.
Johann Peter Flück hat während seines ganzen Lebens, auch wenn er in der Fremde zur Entfaltung seiner Persönlichkeit und Kunst weilte, Schwanden als seine Heimat, den gesicherten Boden seines Daseins und Wirkens empfunden und geliebt. Er war Schwandener nicht nur

von Geburt, sondern mit jeder Faser seines Wesens. Er liebte es auch in der Fremde, in Bern, Leipzig, München und Paris.
Flücks Elternhaus, das später sein eigener Wohnsitz und Ort seines Wirkens wurde, erhebt sich am westlichen Rande der Wildbachverbauung. Es ist ein schönes Besitztum, das den Eindruck der Hablichkeit erweckt.
Heimatbewußtsein empfand Flück aber auch im Dorfe Brienz, denn Schwanden und Brienz sind miteinander wirtschaftlich, namentlich durch das Schnitzlerhandwerk, verbunden. Die Begründer dieses Kunstgewerbes, Christian Fischer und die Huggler haben den guten Ruf der Erzeugnisse begründet und in die weite Welt getragen, und die Brienzer Schnitzlerschule hat im Laufe ihres Bestehens eine stattliche Zahl bedeutender Kunsthandwerker ausgebildet.
Künstlerisch befruchtet wurde Brienz durch die Künstlersippe der Girardets, deren Angehörige sich als Graphiker und Maler ausgewiesen, und namentlich den bedeutenden Berner Maler Max Buri, der hier seine Meisterwerke geschaffen hat. An künstlerischer Tradition mangelte es Brienz nicht, und Flück hat sie in jungen Jahren deutlich verspürt.

Jugend und Ausbildung

Des kleinen Peter Flücks Lieblingsaufenthalt war die Schnitzlerbutik des Vaters im ebenerdigen Untergeschoß des Hauses, wo er sich spielend vertraut machte mit Holz und Werkzeugen. Was lag näher, als daß ihn der Vater während der Schul- und Seminarzeit zum Schnitzler heranbildete. Auch wenn es sich nicht um eine vertraglich geregelte und zeitlich umschriebene Lehrzeit handelte, so betonte Peter Flück später doch mehrfach, er habe eine volle Ausbildung im Handwerk seines Vaters erhalten. Neben der plastischen Form der Figuren gehörte früh das Zeichnen und Malen zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Dabei spielte die erste Farbschachtel, die ihm sein Onkel mütterlicherseits, Sekundarlehrer Hans Schild, geschenkt, eine wichtige Rolle im Leben des jungen Flück.
Flücks Jugendzeit verlief in einem sehr einfachen, an äußern Ereignissen bescheidenen Rahmen. Um so tiefer und nachhaltiger wurde die kleine Umwelt des Hauses und des Dorfes erlebt. Schon früh wurde

ihm die Aufgabe zuteil, die Kühe und die Ziegen auf die Weide zu treiben, eine Pflicht, die er nicht ungern erfüllte, bot sie ihm doch die Möglichkeit zum Lesen. Denn von Jugend auf war er ein leidenschaftlicher Leser, der alles verschlang, was ihm in die Hände kam. Wo dann die Kühe weideten, kümmerte ihn nicht so sehr. Er äußerte sich etwa, seine Tiere seien gescheit genug, den Weg selber nach Hause zu finden.

Im elterlichen Haus herrschte zuweilen reger Verkehr, wenn die Schnitzler des Dorfes ihre Erzeugnisse ablieferten, die dann von der Mutter gebeizt und an die Händler versandt wurden. Zuweilen fand sich auch fahrendes Volk im Hause ein, so daß Peter und seine Schwester kaum mehr eigenen Raum zum Schlafen fanden.

Nach dem Besuch der Primarschule in Schwanden und der Sekundarschule in Brienz verursachte die Berufswahl einiges Kopfzerbrechen. Um seiner Zukunft eine gesicherte Grundlage zu verschaffen, schickten die Eltern ihren Sohn ins Lehrerseminar Muristalden in Bern, das er im April 1922, mit dem bernischen Lehrerpatent in der Tasche, verließ. Diese Zeit war nicht verloren, sondern trug zur Erweiterung der allgemeinen Bildung und zur innern Reifung bei, und sie brachte ihm die enge Freundschaft mit dem um zwei Jahre ältern, nachmaligen bedeutenden Musiker Willy Burkhard. Das Seminar mit seinen zum Teil bedeutenden Erziehergestalten wie Pfarrer Walter Strasser, Dr. Arnold Krebs, Dr. Adolf Fluri und andern übte seine bildende Wirkung auf Peter Flück aus. Auch wenn er später den Lehrerberuf nie ausübte, so bewahrte er doch dem Seminar für das, was es ihm geboten, seine Dankbarkeit. Mit Willy Burkhard pflegte er sonntags auf ausgedehnten Wanderungen einen regen Gedankenaustausch, und gemeinsam besuchten sie Konzerte oder Theateraufführungen.

Leipzig, München, Paris

Schon vor seiner Patentierung rang Flück bei seinen Eltern um die Erlaubnis, seine Malerlaufbahn in Dresden beginnen zu dürfen. Als von dort eine Absage wegen zu später Bewerbung eintraf, wandte er sich an Willy Burkhard, der seit dem Herbst 1921 in Leipzig Musik studierte, ihm behilflich zu sein, dort unterzukommen, was dann im Frühling 1922 möglich wurde. Leipzig, die Stadt des deutschen Buch-

handels und der tausend Druckereien, berühmt als Wirkungsort Joh. Seb. Bachs, des Thomanerchors und des Gewandhausorchesters, war damals auch ein Zentrum der bildenden Kunst. Seine Sammlungen boten Wertvollstes von Liebermann, Klinger, Hodler, Uhde, Menzel, Ludwig Richter, Moritz von Schwind, Lenbach, Feuerbach, Spitzweg u. a. m. An Anregungen fehlte es nicht, aber Flück fand für seine Bedürfnisse nicht das, was er suchte, vor allem nicht den geeigneten Lehrer. Hier empfing er aber immerhin den Anstoß zu seiner «Modernen Passion», die ihn während all der kommenden Jahre beschäftigen sollte, und Burkhard arbeitete bereits an seinem Oratorium «Das Gesicht des Jesajas». Was Flück in Leipzig vermißte, das war die erhoffte technische Förderung in der Malerei.

Darum wandten sich die beiden, Flück und Burkhard, im Herbst 1922 nach München, wo namentlich Flück fand, was er in Leipzig vergeblich gesucht hatte. Hier befand er sich an einer der Quellen des deutschen Kunstlebens: eine reiche Kunsttradition, die von Maximilian III. 1759 gegründete Kunstakademie, das Wirken bedeutender Baumeister, Bildhauer und Maler, die großen Kunstsammlungen der Glyptothek, der Alten und der Neuen Pinakothek, die Ausstellungen im Glaspalast mit ihren reichen zeitgenössischen Werken. Dieser Brennpunkt deutscher Kunst wurde für Flück zu einem eindrücklichen Kunsterlebnis. In München war Flück während anderthalb Jahren Schüler der Kunstakademie, wo der Vertreter der kirchlichen Kunst, Professor Anton von Feuerstein am nachhaltigsten auf seine Entwicklung eingewirkt hat. In seiner strengen Schulung entstand auch der Plan zu Flücks biblischen Fresken, die er 1925/26 im Seminar Muristalden verwirklichen konnte.

In München teilten Flück und Burkhard die Wohnung, hörten gemeinsam Opernmusik und die damals hervorragenden «Kammerspiele». Neben fleißigem Berufsstudium vertiefte sich Flück in die großen Werke der Weltliteratur und las namentlich Dante und die Russen Tolstoi und Dostojewsky, aber auch englische und amerikanische Autoren. Hier befreundete er sich auch mit dem Zürcher Maler Edwin Hunziker.

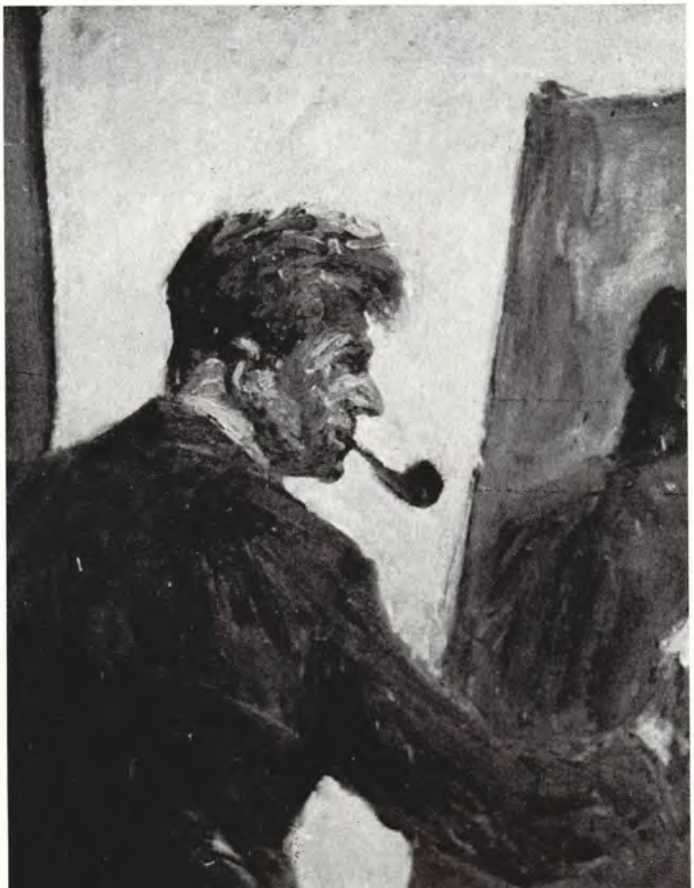
Was Flück gesucht, das fand er in München: die Förderung der Maltechnik, die klare Linienführung in der Zeichnung und den gereiften künstlerischen Geschmack.

Im Winter 1924 erlebten die beiden die ersten nationalsozialistischen Tumulte und die gedrückte Stimmung der Bevölkerung, weshalb sie sich entschlossen, München zu verlassen und ihre Studien in Paris fortzusetzen. Dort trafen sie im Vorfrühling 1924 ein und fanden als Dritten im Bunde den Berner Geiger Eduard Hürlimann (heute in Kalifornien). Schon im Mai reiste Burkhard nach Bern zurück, Flück aber blieb bis zum Herbst 1925. Hier fühlten sie sich als Menschen und Künstler viel freier als in München. Die reichen Kunstsammlungen des Louvre und des Palais du Luxembourg boten eine Fülle von Anregungen, und in der nächsten Umgebung von Paris enthielten die Schlösser von Versailles, Fontainebleau, Chantilly usw. reiche Kunstschätze. Im Quartier Latin, im Montparnasse und auf dem Montmartre fanden sich Künstler mit Namen aus aller Welt ein. An Anregungen fehlte es dem jungen Flück keineswegs, und er gewann die Weltstadt mit der Seine und ihren Brücken, den prächtigen Kirchen, wie der Notre Dame, der Ste Chapelle und den vielen andern herrlichen Baudenkmälern lieb wie eine zweite Heimat.
Seine künstlerische Ausbildung empfing Flück in der Académie André Lhôte, einer damals bedeutenden Malschule. Hier setzte er sich auch mit dem Kubismus auseinander. Gleichzeitig ließ er sich von Bildhauer Charles Despiau auch in die Kunst des Modellierens einführen und stand 1925 vor der Wahl, Bildhauer oder Maler zu werden. Aus finanziellen Erwägungen soll er sich damals für die Malerei entschieden haben. In Paris zeichnete er auch fleißig in der Académie Julien und in der Grande Chaumière. Dem ersten Aufenthalt in Paris, der bis Mitte 1925 dauerte, folgten in den kommenden Jahren noch verschiedene weitere. Paris hat die Kunst Flücks gereift und weitgehend geprägt. Verglichen mit München wurde er in Form und Farbe freier und beweglicher. Er hat sich selber und seinen eigenen Stil gefunden und wurde der Maler, der aus der Intuition und innern Ergriffenheit wirkte. In Paris reifte er auch zum bedeutenden Porträtisten heran.

Bern, Schwanden, Paris

Nach seiner Rückkehr von Paris blieb Flück zunächst einige Zeit in Bern. Er hatte verschiedene Porträts in Auftrag. In dieser Frühzeit malte er die Bilder der beiden Ärzte Dr. Walter Baumgartner und sei-

Die Heimkehr des verlorenen Sohnes



Selbstbildnis
1952

Morgendämmerung auf dem Rothorn, 1946

Brienzersee vor dem Sturm

ner Gattin Dr. Martha Baumgartner, die Flück von Brienz, wo sie regelmäßig ihre Ferien verbrachte, her kannte. Sie zählten zu seinen ersten Auftraggebern und trugen dazu bei, seinen Namen in Verwandten- und Bekanntenkreisen bekannt zu machen. In den folgenden Jahren entwickelte sich Flück zu einem unserer fähigsten Porträtisten. In einer Ausstellung in Winterthur fand besonders das Bild seiner Mutter Beachtung und Anerkennung. Im Winter 1925/26 wagte er sich an eine erste große Aufgabe heran, an die Ausmalung des neuen Musiksaals des Seminars Muristalden mit elf großen Fresken. Hier konnte er sich erstmals in großen Formen versuchen und seine Beherrschung der Komposition unter Beweis stellen. Diese Aufgabe hat er großzügig und geschickt gelöst.

Später fand er Gelegenheit, zusammen mit C. Amiet das Fresko zu pflegen, und zwar 1926 in der Ausmalung der Aula des Städtischen Gymnasiums in Bern und des Gartensaals der Villa Jent in Oberhofen. In den Jahren 1952/53 entstand sein letztes großes Wandgemälde «Die Heimkehr des verlorenen Sohnes» im Kirchenraum der Strafanstalt Thorberg. Muristalden und Thorberg sind zwei Marksteine in der künstlerischen und technischen Entwicklung des Künstlers. Beide Ausmalungen halten biblische Stoffe fest, denn Flücks Kunst ist dem Religiösen und Patriarchalischen stark verpflichtet. Dabei waren seine künstlerischen Leitbilder die Großen der italienischen Renaissance, namentlich Michelangelo und Leonardo. Ganz besonders in den Muristalden-Bildern spürt man den Einfluß der Italiener neben demjenigen Anton von Feuersteins.

Auch Cuno Amiet hat auf Flücks Entfaltung Einfluß gehabt. In den zwanziger Jahren hat Amiet neben den beiden Giacommetti auf die junge Malergeneration eine starke Wirkung ausgeübt. Ernst Morgenthaler, Werner Miller, Werner Neuhaus und auch Flück verbrachten einige Zeit auf der Oschwand. Amiet hat Flücks Fähigkeiten auch anerkannt. Zu einer dauernden Verbindung, die Amiet gewünscht, kam es aber nicht. Die beiden waren in Veranlagung und Temperament zu verschieden, und Flück bedurfte zu seiner Entfaltung der vollen Freiheit. In den folgenden Jahren hielt sich Flück zu kürzern oder längern Aufenthalten wieder häufig in Paris auf. 1929 arbeitete er nochmals einige Zeit im Atelier von Charles Despiau. Auch wagte er zweimal einen Abstecher nach Italien und nach Südfrankreich.

Nach seiner Verheiratung mit Nelly Schild im Jahre 1932 wurden die Reisen seltener und fielen während des Zweiten Weltkrieges völlig aus. Paris hatte er persönlich und künstlerisch sehr viel zu verdanken, und als die Weltlage es nach 1945 wieder gestattete, kehrte er erneut dahin zurück, ein letztes Mal im Sommer 1952, als er nach einer Badekur in Südfrankreich mit seinem Sohn Martin und der Gattin hier weilte.
Daneben fehlte es Flück nicht an dem Bedürfnis zur Seßhaftigkeit und zur ruhigen Arbeit in Schwanden, das ihm immer mehr zur Heimat wurde. Das Gemeindewohl lag den Flück im Blut, und sie haben dem Dorf während verschiedener Generationen wertvolle Dienste erwiesen. Es ist auffallend, daß man ihnen immer dann Aufgaben in der Gemeinde zuwies, wenn Zeiten der Krisen oder Schwierigkeiten herrschten. Willig stellte sich auch Johann Peter Flück in den Dienst der Öffentlichkeit, so als Präsident der Schulkommission, als Gemeinderat und als Gemeinderatspräsident. Seinem Wirken sind die Einführung der Bekleidung und Ernährung bedürftiger Schulkinder und die Schwandener Suppenküche zu verdanken. In seiner Amtszeit wurden die Gesamtschule in eine zweiklassige umgewandelt und ein neues Schulhaus gebaut. Auch stand er dem kriegswirtschaftlich bedingten Mehranbau der Gemeinde vor.

Auf der Höhe des Schaffens und Hinschied

Die letzten zwanzig Jahre seines Lebens wurden zur großen und fruchtbaren Schaffenszeit. Er hat das Malen nie als eine leichte Arbeit aufgefaßt, sondern hat als Sucher und Zweifler mit Form und Farbe gerungen. Rücksichtslos konnte er vernichten oder übermalen, was ihm nicht restlos zusagte. Das Formale, das er wie wenige seiner Zeit beherrschte, war für ihn nur Mittel zum Zweck. Er arbeitete aus einer innern Notwendigkeit heraus, wobei es ihm um das Wesentliche der Landschaft und beim Porträtieren um das Seelische und Geistige des Menschen ging. Er malte aus der Intuition, wobei die Eingebung und die innere Bereitschaft wesentliche Bedingungen für das Gelingen eines Werkes waren. Auch auf der Höhe seines Schaffens war Flück kein restlos Abgeklärter, der weltanschaulich und künstlerisch ein in sich abgeschlossenes Bild dargeboten hätte. Er war dauernd von Problemen erfüllt und blieb zeitlebens ein großer Sucher. Das Irrationale

und Transzendente, das Gefühl und die Intuition, ein scharfer und zuweilen grüblerischer Verstand schufen eine Mischung von seltsamer Einmaligkeit. In ihm mischten sich die Tüchtigkeit und Frömmigkeit der Mutter mit der Ernsthaftigkeit und dem ruhigen Denkertum des Vaters.

Zu Beginn der Fünfzigerjahre verdüsterte ein zunächst harmloses Leiden, das rasch ernste Formen annahm, seine drei letzten Lebensjahre. Über die Art der Krankheit war der Leidende im Bild. Nur dank der Mithilfe seines Sohnes Martin gelang es ihm, den Entwurf zum Wandgemälde in Thorberg fertigzustellen. Noch nach einer Operation im Spital in Interlaken malte er 1952 zwei Bilder, Ausblick vom Spital nach Osten und Westen von seinem Zimmer aus. Schwer krank verbrachte er Weihnachten 1953 mit seinen Angehörigen daheim in Schwanden. Zu dem körperlichen Leiden gesellte sich der seelische Kampf der Loslösung von Familie und Kunst.

Am 2. Februar 1954 abends starb Peter Flück im Alter von noch nicht 52 Jahren. In weiten Teilen unseres Landes empfand man seinen Tod als einen schmerzlichen Verlust. Ein bedeutender Maler war zu früh, im Zeitpunkt des Erfolgs und der Anerkennung, aus dem Leben geschieden.

Das Werk

Eine erste große Schau seiner Werke bot die Ausstellung im Jahre 1946 in Solothurn, die seinen Namen, namentlich als Porträtisten in weite Kreise des Schweizerlandes trug. Sie brachte ihm hohe Anerkennung und zahlreiche Aufträge und führte ihn auf den Höhepunkt seines Schaffens. Die nächste große Ausstellung veranstaltete die Kunsthalle in Bern im Todesjahr des Malers zu dessen Gedächtnis. Von den 101 gezeigten Bildern wurden 31 zum Kauf angeboten, die übrigen befanden sich bereits in Privatbesitz, in Museen oder bildeten unverkäuflichen Besitz des Nachlasses. 1955 war Flück mit 32 Bildern in einer Ausstellung der Kunsthalle Basel vertreten, darunter mit einer Auswahl der «Modernen Passion». 1957 waren 32 Bilder Flücks in einer Ausstellung im Kunsthaus Zürich zu sehen, und 1962 zeigte der Kunstverein Glarus das «Triptychon der Leiden», umfassend die «Gerichtsverhandlung», die «Leichenschau», die «Schlafenden Freunde» und dazu zwölf weitere Bilder der «Modernen Passion».

Die letzte große Ausstellung, die ausschließlich dem Werk Flücks gewidmet war, fand zehn Jahre nach des Malers Tod mit 93 Bildern in Thun statt. 1966 folgte eine weitere Ausstellung in Solothurn mit 54 Werken.
Im malerischen Werk Flücks sind die folgenden Gattungen von Bildern zu unterscheiden: Das Porträt, die Landschaft, das Stilleben und das biblische Bild. Nach der Technik bilden die Gemälde in Öl auf Leinwand oder Karton die Mehrheit. Zur Ausmalung großer Wände auf festen Flächen hat er sich der Freskomalerei bedient, so in den elf Gemälden im Seminar Muristalden und in den beiden Gemälden «Arbeiterfeierabend» und «Bauernfeierabend» im Ferienheim des Metallarbeiterverbandes im Haus Vinzan in Wergenstein ob Thusis. Auch die «Heimkehr des verlornen Sohnes» in Thorberg war als Fresko gedacht.

Die Porträts

Schon sehr jung hat sich Flück als Porträtist einen Namen erworben. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts galt er als einer der besten Porträtisten. Das hat nicht nur Amiet anerkannt. Der Thuner Kunsthistoriker Dr. Paul Ganz schrieb von ihm: «Das Porträt, für das Flück alle geeigneten Vorbedingungen besaß, nahm den ersten Platz ein. Manche Bildnisse seiner Hand können in der gesamten damaligen Schweizerkunst ihresgleichen suchen.» In seinen Menschenbildnissen hat er Seele und Geist des Menschen zu erfassen getrachtet. Ihm war eine visionäre Einfühlungsgabe eigen, seelisches Wesen darzustellen. «Hinter der farbigen Haut sieht er das Wesentliche.»
An erster Stelle seien die Elternbildnisse erwähnt. Es sei erinnert an den Vater mit den durchgeistigten Gesichtszügen, an die Mutter, in deren Antlitz Ergebenheit und Zuversicht zum Ausdruck kommen. Er hat beide mehrmals gemalt, und sie zählen zu seinen besten Leistungen. Des Vaters Bild ist auch im «Pfingstbild» und in der «Heimkehr des verlornen Sohnes» sowie in Gruppenbildern zu erkennen. Auch seine Gattin hat Flück in einem beachtenswerten Bilde dargestellt.
Der Sohn Martin ist verschiedentlich im Bilde festgehalten, sei es am Tisch sitzend, oder mit der Trompete, sei es in Verbindung mit dem heiligen Martin, oder gemeinsam mit Vater und Großvater.

Flück hat eine stattliche Reihe eindrücklicher Kinderbilder hinterlassen, so das «Marieli», das «Lotti», die «Margrit», «Helga» und «Barbara», das «Heidi mit Katzen», den «Daniel der Geißbub», die «Badenden Buben», die «Knaben am Wasserfall». In ihnen kommt Flücks Liebe zur Jugend und sein Gemütsreichtum, die Intuition der innern Schau und die künstlerische und technische Reife zum Ausdruck. Es sind erstaunlich lebendige Bilder.

In Flücks Gesamtwerk spielt das Selbstporträt mit 15 Bildern eine wichtige Rolle. Sie zeigen ihn zumeist in seinem Atelier bei der Arbeit mit Pinsel und Palette an der Staffelei. In den frühen Bildern verzichtet er auf jegliche Staffage. Sie wirken in der Geschlossenheit und Schlichtheit der äußern Erscheinung. Die spätern Bilder zeigen ihn in Bewegung und leicht vorgeneigt, zum Teil gemeinsam mit Vater und Sohn und Gattin. Die Sonnenblume als Staffage nimmt den ihr gebührenden Raum ein. Die Selbstbildnisse gewinnen mit zunehmendem Alter an künstlerischer Ausdruckskraft und Geistigkeit.

Sehr groß ist die Zahl der Porträts, die Flück im Auftrag und auf Bestellung hin gemalt hat. Schon in den dreißiger Jahren zählte er zu den gesuchtesten Porträtisten unseres Landes. Heute befinden sich diese Bilder in Privatbesitz in Bern, Zürich, Luzern, Glarus, Solothurn, Chur und Winterthur sowie in den dortigen Museen.

Zu den bekanntesten Porträts zählen diejenigen der Familie Baumgartner in Lützelflüh, der Professoren Escher, Wildbolz und Hartmann, von Oberstkorpskommandant Prisi, der Dichter Dr. Alfred Fankhauser und Albert Streich. Das berühmt gewordene und gewissermaßen vollendete Porträt der Frau «K. von A» (Kopp-von Aesch) und das herrliche Bild «Änni» zählen zum besten.

Die biblischen Bilder

Sie beanspruchen im Werk Flücks eine zentrale Stellung. An ihnen arbeitete er zu allen Zeiten seines Lebens. In Leipzig faßte er den Plan zu seiner «Modernen Passion» und hat ihn während 30 Jahren verwirklicht. Dieser Zyklus umfaßt anderthalb Dutzend großformatige Bilder, die sich mit wenigen Ausnahmen im Nachlaß der Familie befinden. Bestandteile davon sind das «Triptychon der Leiden», das «Pfingstbild», im Besitz der Petruskirchgemeinde in Bern, und die

«Erscheinung» (Christus erscheint dem Petrus am See Genezareth), Eigentum von Frau Professor Wildbolz in Bern. Flücks biblische Bilder entstammen einer innern Haltung und einem religiösen Bedürfnis, ohne jede konfessionelle Betonung. In seinen Bildern überträgt er das biblische Geschehen in die Bildersprache der Gegenwart. Sie sind so gegenwartsgebunden, daß sie manchen Beschauern zur Anklage wurden. Wenn in der «Gerichtsverhandlung» oder in andern Bildern der Leidensgeschichte Richter im Talar, Herren in Frack und mit Melone, mit goldenen Uhrketten, Polizisten in französischer Uniform erscheinen, dann steht dies zur hergebrachten Darstellung der Leiden Christi in starkem Gegensatz.

Das «Triptychon der Leiden», entstanden 1933—1939, umfaßt die drei Bilder «Gerichtsverhandlung» als Mittelstück, links davon die «Leichenschau» und rechts «Die schlafenden Freunde» (Gethsemane-Bild). Das «Triptychon» ist Bestandteil der «Modernen Passion», die als ein Hauptwerk Flücks zu bezeichnen ist. Diese Bilder haben ihm auch das Prädikat eines biblischen Malers eingetragen. Die «Moderne Passion» umfaßt elf Bilder, alle im Format von zirka 150 auf 100 Zentimeter. Sieben weitere Bilder, die diesem Zyklus zuzuzählen sind, befassen sich mit der Passion oder biblischen Stoffen. Es sind «bei aller von Anfang an im Thema beschlossenen Problematik großartige Werke, und die stärksten Bilder sind seelische Psychogramme von fast seherischer Hellsichtigkeit».

Die Stilleben

Die Zahl der Stilleben ist in Flücks Gesamtwerk bescheiden. Unter ihnen sind namentlich die Sonnenblumen zu erwähnen, die er mit Vorliebe im Zustand des Verwelkens, Verdorrens und Verfaulens gemalt hat. Sie sind ihm Sinnbild der Schönheit und des Vergehens des Lebens. Er hat sie auf sieben großen Gemälden und auch als Staffage auf Porträts gemalt. Daneben verdienen sein «Bauernstilleben» und das Bild «Zwiebeln und Disteln» besonders erwähnt zu werden.

Die Landschaften

Sie beanspruchen in Flücks Werk einen beachtlichen Raum. Er erweist sich auch hier nicht als realistischer Schilderer, sondern als starker

persönlicher Gestalter der geschauten Landschaft. Er liebt in ihr nicht nur das Leuchtende, sondern auch das Wilde, das Düstere und Dämonische. Der «Brienzersee in Gewitterstimmung» zeigt den See und die Wolken in stürmischer Bewegung. Nur in der Ferne erscheint der Himmel in kräftigem Föhnlicht. Gewitterschwüle kennzeichnet das Bild «Gewitterwolken». Die Herbst- und Winterbilder sind in nebligen Grautönen gehalten. Besonders zu erwähnen sind «Winterabend in Schwanden» und «Weg nach Schwanden».
In helles Licht getaucht sind «Sonnenuntergang am Brienzersee», das «Brienzerrothorn» und eines seiner besten Bilder «Das weiße Haus», eine schöne Frühlingsstimmung. Zu seinen besten Landschaften zählen die Bilder der Notre Dame in Paris.

Die Wandgemälde

Flücks besondere Begabung dafür ist die Beherrschung der großen Fläche, der Komposition und der Freskotechnik. Abgesehen von den gemeinsam mit Amiet gemalten Bildern im Gymnasium in Bern und in der Besitzung Jent in Oberhofen, sind von seinen eigenen Werken zu erwähnen die elf biblischen Bilder im Seminar Muristalden mit «Saulus vor Damaskus» (Format 325 auf 235 Zentimeter) und den sich anreihenden Gestalten des alten und neuen Testaments von Moses und David bis zum Apostel Johannes, der die Offenbarung empfängt. Im Anschluß an die Muristalden-Bilder, die im Winter 1925/26 entstanden, anerbot sich Flück der Kirchgemeinde Brienz zur Ausmalung der dortigen Kirche mit Wundergeschichten und Gleichnissen Jesu. Das Werk kam aber nicht zustande.
Während der Aktivdienstzeit malte Flück in der Soldatenstube in Giswil auf Leinwand ein Gemälde, das als Fresko für die neue Kaserne in Luzern gedacht war, das aber heute nicht mehr auffindbar ist. Auf die beiden Fresken «Arbeiterfeierabend» und «Bauernfeierabend» in Wergenstein ob Thusis wurde bereits hingewiesen.
Flücks letztes und bedeutendstes Wandgemälde «Heimkehr des verlornen Sohnes» entstand in den Jahren 1951 bis 1953 und befindet sich als Entwurf in der Kapelle der Strafanstalt Thorberg. Es ist ein monumentales Gemälde, das das zeitlose Verhältnis von Vater und Sohn, das Symbol von Schuld und Sühne, von Vergebung und Ver-

trauen darstellt. Es ist Flücks künstlerisch und menschlich reifstes Werk und steht würdig neben den beiden großen Gemäldezyklen «Triptychon der Leiden» und der «Modernen Passion».
Flücks Gesamtwerk, das von 1925 bis 1953 entstanden ist, verdient nach Umfang und künstlerischem Wert hohe Anerkennung.

Die vorliegende Arbeit entstand auf Grund der wesentlich umfangreichern und illustrierten (erschienen 1973) des gleichen Verfassers. Sie ist zu beziehen bei Frau Nelly Flück, Schwanden, und Hermann Wahlen, Burgdorf.

Hugo Maler

Der Schwander-Schrund

Der Schwander-Schrund gehört zu den eindrücklichen Naturdenkmälern unserer Heimat und erregt beim Wanderer, der ahnungslos seinen Rand betritt, ebenso große Furcht wie Neugier. Er ist außerhalb des Kreises geländekundiger Einheimischer wenig bekannt. Das mag darauf zurückzuführen sein, daß unsere Bergbewohner von jeher naheliegendere Sorgen kannten als Erscheinungen nachzuspüren, die nichts eintragen. Als Buben warfen sie etwa Steinbrocken krachend in die Dunkelheit hinab. Später versuchten sie als übermütige Jugendliche, am Seil gesichert, einen Blick in das Verborgene hinab zu werfen. Meistens macht man aber einen Bogen um das Loch und läßt den Schwander-Schrund Schrund sein. Man kennt daher auch keine Sage davon. Kehrli Ernst war vielleicht eine Ausnahme, wenn er vom Fluhesel und dem wilden Löwen berichtete, die dem Spalt von Zeit zu Zeit entsteigen sollen. Doch, wie finden wir den Weg zum Schrund?

Direkt ob Unterschwanden bei Brienz endet die Schwanderfluh in einem steilen Erker. Er ist der letzte Pfeiler des Brienzer Rothorns und steht zwischen Glyssi- und Schwanderbach, und er ist's, der unseren geheimnisvollen Schwander-Schrund in sich trägt. Wenn wir das «Chänzeli» — wie der Erker hier herum heißt — ersteigen wollen, folgen wir 100 Meter der Straße vom Dorfplatz Unterschwanden Richtung Oberschwanden und da dem kleinen Weglein auf den Scheitel des hohen Steindamms. Im hinten anschließenden steilen Wald finden wir ein bequemes Zickzackweglein. Dort, wo uns ein haushohes Felsband unkletterbar zum Abbiegen nach rechts zwingt, haben wir das Ziel erreicht. Der linke, leicht kletterbare Felsturm bietet herrliche Aussicht. Bergwärts gewandt sehen wir aber kein Weiterkommen. Irgendwie müssen wir nach rechts halten und geraten unversehens vor einen unheimlichen, quer zum Hang laufenden «Briefkastenschlitz», den Schwander-Schrund.

Vor 20 Jahren erblickte ich ihn auf einer kleinen Pilztour zum erstenmal. Obwohl stellenweise dicke Bäume in der schluchtähnlichen Spal-

te wachsen, hatte ich den Eindruck, ich stünde auf einer nach vorne kippenden Bergsturzmasse. Mich schauderte und ich fragte mich, ob's mir noch lange, die feste obere Spaltenseite rechtzeitig zu erreichen. Wie donnerten meine eingeworfenen Steine in eine ungeahnte, gähnende Tiefe! Nur weg von hier — und doch: ach, wenn ich doch mal hier hinab käme! Was würde mir da unten warten! — Der Schrund ließ mir jahrelang keine Ruhe mehr.

Am 31. Mai 1971 standen wir Höhlenforscher der Schweizerischen Gesellschaft für Höhlenforschung, Sektion Bern, erstmals miteinander wohlausgerüstet vor dem Objekt unserer maßlosen Neugierde. 100 Höhlen hatten wir inzwischen besucht... nun sollte uns der Schwander-Schrund seine Geheimnisse preisgeben!

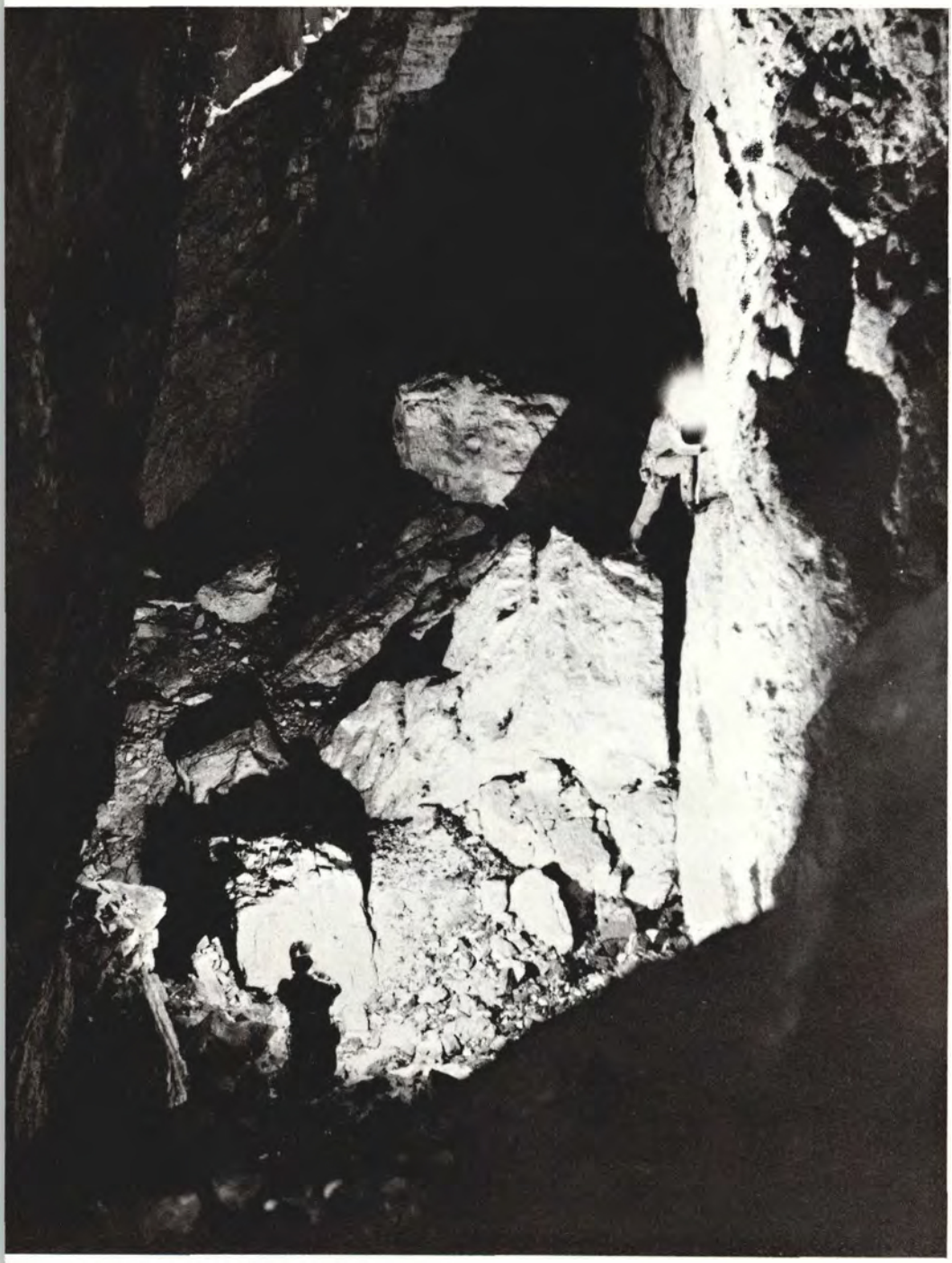
Bevor wir uns beim besten Einstieg installierten, genossen wir noch den seltenen Spaß, unseren überaus liebenswürdigen Gastgeber, den Pfarrer von Schwanden, einmal buchstäblich am Seil hinabzulassen! Ohne Seilsicherung durfte man ihn doch keinesfalls in ein Höllentor blicken lassen!

Nun aber gleiten wir am Seil langsam der unbekannten Tiefe zu. Es ist leicht zu erkennen, daß der ganze Schrund tatsächlich ein uralter Bergsturz-Anriß ist. Die bergseitige Rißwand, die Oberlippe des Schrundes, befindet sich in ihrer angestammten Lage, während die Unterlippe deutlich erkennbar durchschnittlich 7 Meter senkrecht und 2 Meter talwärts abgesackt ist. Unser Einstieg vollzieht sich in einem riesigen Trichter, der sich erst in 15 Meter Tiefe zur Spalte verengt: hier ist beim Abreißen ein großes Stück der untern Spaltenlippe als Bergsturzschutt sofort in die entstehende Öffnung abgeglitten. Die sperrigsten Blöcke haben sich dort, wo sie heute noch hangen, verkeilt und bilden für uns den ersten ebenen Boden. (s. Bild A, Plan A).

Westwärts öffnet sich hier eine steil abfallende Höhlenhalle in Turnhallengröße (Plan B, Bild B). Ihr Boden ist aus wilden Trümmern gebildet, die Decke ist ein massiver Felskeil, der beim Aufreißen gleich zuoberst festgeklemmt ist. Wenden wir uns aber vorerst ostwärts!

Vom beschriebenen ersten Klemmblock-Boden bricht es hier unheimlich abrupt in die eigentliche Kluft ab. 30 senkrechte Meter zwischen grifflos glatten, gut 2 Meter entfernten Wänden enden auf einem hohen Schuttberg (Plan, C). Allerdings landet man weich, denn obenauf liegt meterhoch faulendes Laub von den nun 70 Meter höher winkenden

A *Schwander-Schrund*, Blick in den Einstiegtrichter



B Im Schwander-Schrund, Halle B

B nach A Blick von der Halle B Richtung Trichter

E In der Hauptspalte Ost

Fotos Willi Grimm, SGHB

Baumkronen. Ein atemraubender Anblick ... die ragenden parallelen, von Feuchtigkeit leicht schimmernden Wände in fahlem Dämmerlicht und weit, weit oben die sonnengetränkte, lebensvolle Oberwelt. Und ganz unterweltlich hallen schon unsere Stimmen aus zwei samtschwarz lockenden Richtungen. Atembeklemmend und richtig beängstigend ist jetzt der Anblick der Klemmblöcke, auf welchen wir eben erst noch gestanden hatten. Sie hangen wie Zückerchen in einer Zukkerzange hoch oben, scheinbar bereit zum Abstürzen ... wir wissen aber: je dicker, desto harmloser (Bild, Plan, A).

Westwärts steigt unsere Schuttschlucht über und unter Klemmblöcken allmählich zur großen Halle hoch (Plan, D). Ostwärts aber zieht es uns gewaltig: da will die Schutthalde kaum enden. Unter unsern Stiefeln knacken Gerippe und gehörnte Schädel zutode gestürzter Tiere. Reh, Gemse, Steinbock, Rindvieh können wir in erstem Anhieb identifizieren. Was würde hier eine archäologische Grabung zutage fördern! Ein ganzes zoologisches Bilderbuch seit der letzten Eiszeit liegt da drin.

Abgestürzte Baumstämme hemmen unser Vordringen. Immer grobblockiger wird die Halde, das Laub bleibt zurück. Wir heben den Blick vom stolprigen Boden ... wir stehen in einer Höhle! Auch hier ist also oben der Schrund geschlossen (Plan, E; Bild E).

Und hier erreichen wir erstmals etwas Felsboden. Abrollender Schutt brüllt aber ganz nahe vor uns erneut in einen Schacht. 20 Meter tiefer prallt er auf einen Schuttberg, der in zwei west/östlich opponierenden, fast gleichgroßen Hallen ausläuft (Plan, F). Ist dies der tiefste Punkt? Der Blockboden verneint deutlich. Ob aber je ein Mensch da tiefer dringen kann? Versuchen wir es immerhin! An zwei fortsetzungsträchtigen Stellen tischen wir Steine weg und schon eine halbe Stunde später steht der erste von uns in einem tieferliegenden Raum, ehrlich gesagt: allerdings wie alle andern mit windelweichen Knien. Ein Gang führte hier weiter ... aber jetzt ist es aus mit unserem jahrelang erprobten Höhlenforschermut. Nur sofort wieder hinaus und hinauf, denn hier droht nun buchstäblich der Tod hinter jedem Block. Jeder könnte jeden Moment loskollern, seine ganze Umgebung loslösend ... dann aber wehe uns! (Plan, G).

Hei, wie ist uns jetzt herrlich gemütlich, wieder oben auf dem laubigen Schuttberg zwischen den sauberen, sicheren Wänden. Jetzt kennen wir Schrecklicheres!

Durch einen schmalen Zwischenraum erkriechen wir die Westhalle (B) wieder. In deren hinterster, tiefster Nische finde ich einen jungen toten Steinbock noch in unversehrtem Fell. Eine Tragödie hat hier geendet. Leicht hätte dieses Tier auch ein Mensch sein können, nicht?
100 Meter westlich, nahe dem eigentlichen «Chänzeli», seilen wir nochmals ab. Hier ist die Spalte schmaler, verbreitert sich aber gegen unten auf 4 bis 5 Meter (Plan, H). Eine Halle weitet sich sogar ganz nahe unter unsern eingangs erwähnten Aussichtsturm (Plan, J).
Uns lockt jetzt aber das geheimnisvolle Maul, das allen Schutt hier begierig verschluckt. Aus Sicherheitsgründen füttern wir es mit allem Losen (was leider nicht verhütet, daß uns später ein solcher Wecken das teure Seil gnadenlos halbiert!), dann fahren wir selber ein (Plan, K). Schräg abwärts gute 10 Meter, über einen großen Block hinaus und ... Rufe, Gelächter, großer Halloo ... wir landen neben dem armen Steinböckli (Plan, L). Auch für uns ist es also hier fertig. Wir kennen den «Schwander-Schrund»!
Oder vielleicht doch noch nicht?
Neue Räume finden wir keine mehr. Die einzige Fortsetzung ist für Selbstmordkandidaten reserviert. Aber unser wartet eine sehr unterhaltsame Vermessung des ganzen Wunders. Später gilt es, die beiden Schrundwände zu untersuchen und zu vergleichen. In mehreren noch zu zeichnenden Querschnitten (siehe Skizzen) sind die Schichtungen beidseitig einzutragen, somit die sogenannte Sprunghöhe einzumessen (Unterschied zwischen Ober- und Unterlippe). Ein Geologe wird uns die wissenschaftlichen Namen der Gesteinsschichten ermitteln. Dafür braucht es viele Gesteinsproben und davon herzustellende Dünnschliffe zwecks mikroskopischer Untersuchung der darin vorhandenen Versteinerungen.
Sehr aufschlußreich wäre die Grabung nach Knochen. Wir dürfen aber nicht. Ein solches Unternehmen muß durch Archäologen ausgeführt werden. Heutzutage ist an dieses Projekt gar nicht zu denken. Allzuviel Dringendes beschäftigt die Museen in der Zeit allgemeinen Zubetonierens unseres Heimatbodens.

Vorläufige Überlegungen zur Entstehungsgeschichte:

Der «Schwander-Schrund» ist ein nacheiszeitlicher Abriß. Er kann nicht älter sein, sonst hätte ihn der letzte Aaregletscher überschliffen

Dieter Spengler

Die Auslotung der drei Gebirgsseen Bachalpsee, Sägistalsee und Hinterburgsee

(Berner Oberland)

Einleitung

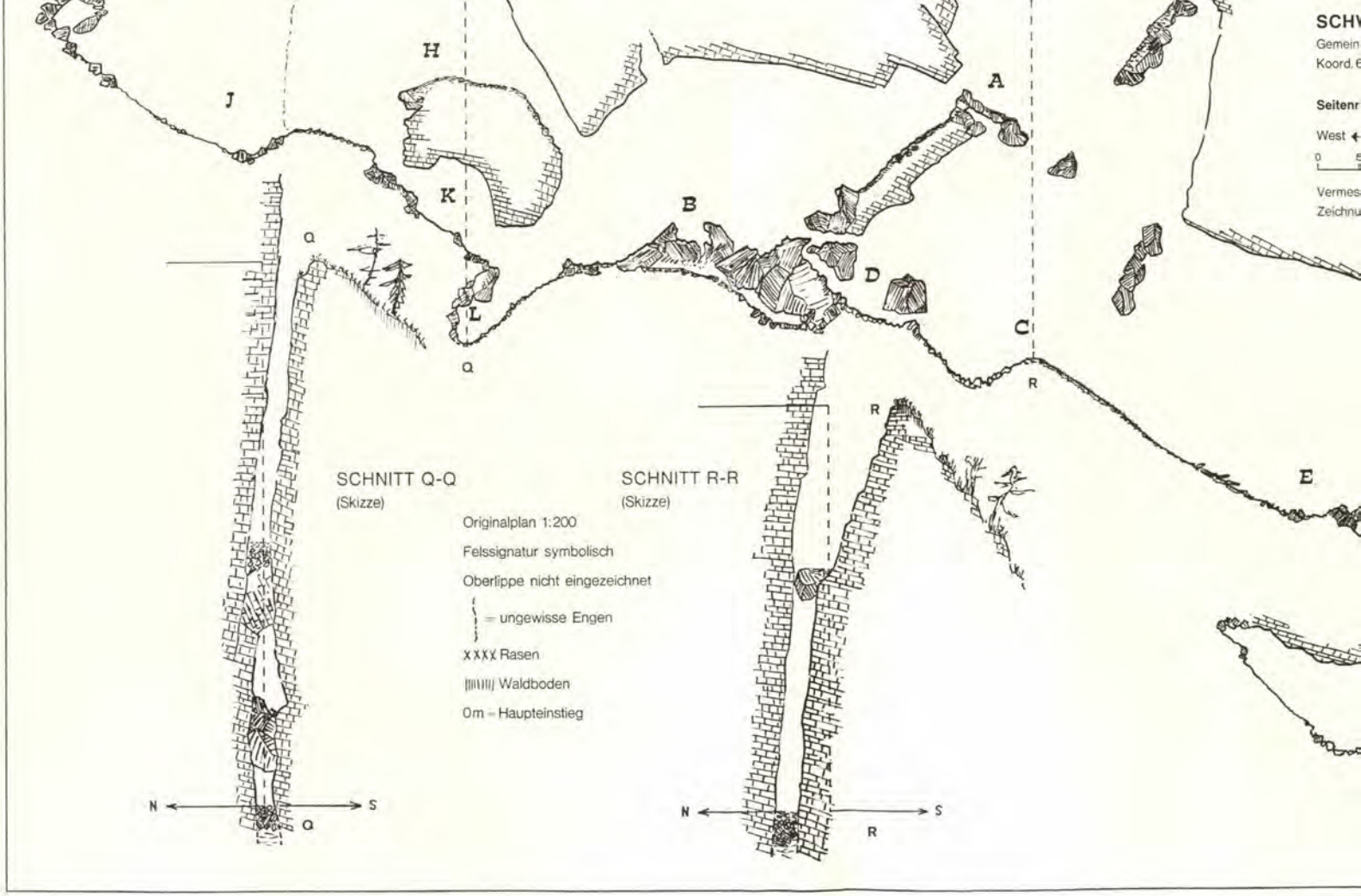
Meist spricht man nur von den beiden Zwillingsseen Thuner- und Brienzersee; diese Seen wurden durch verschiedene Wissenschafter erforscht (Hofer, Nydegger, Matter usw.). Dabei werden meist die kleinen Schwesterseen im benachbarten Faulhorngebiet durch die beiden «Großen» in den Schatten gestellt und von den Wissenschaftern wegen ihrer Kleinheit vergessen. Die Schönheit, Unberührtheit und Romantik dieser Bergseelein haben mich bewogen, sie etwas näher unter die Lupe zu nehmen, und so wählte ich den Bachalpsee (2265 Meter über Meer, zwischen Faulhorn und First), Sägistalsee (1937 Meter über Meer, südlich Iseltwald) und den Hinterburgsee (1514 Meter über Meer, östlich Axalp) zu meinen Studienobjekten. Neben vielen andern Untersuchungen (Färbungen, Wärmebilanzen, Wasserbilanzen, Verdunstungsmessungen, sedimentologische Untersuchungen, morphologische Untersuchungen unter anderem) befaßte ich mich auch mit der Morphometrie (Messung der Oberflächenformen) dieser Gebirgsseen.

Sinn und Ziel einer Auslotung

Das Ziel der Auslotung eines Sees liegt darin, etwas über die Tiefe und die Topographie des Seebodens in Erfahrung zu bringen. Mit den so ermittelten Zahlen können wir ohne weiteres das Seevolumen bestimmen, das eine wichtige Rolle für spätere Berechnungen spielt. Nachfolgend erwähne ich einige Beispiele.

1. Der Sägistalsee befindet sich in einem abgeschlossenen Tal, einem sogenannten Bassin fermé. Er besitzt somit keinen oberirdischen Ab-

und mit Schutt zugefüllt. Drauf hätte die Vegetation die ganze Erscheinung unsern Blicken entzogen.
Einsickerndes Wasser hat den Felsen nirgends gekerbt. Das Gestein muß erstens besonders widerstandsfähig gegen Korrosion sein, zweitens muß diesem Wasser wenig Zeit zur Verfügung gestanden haben. Es sind auch nur unwesentliche Tropfsteinbildungen vorhanden.
Der Schrund ist wohl zu mehr als zwei Drittel mit Einsturzschutt gefüllt. Er ist kein eigentliches Höhlensystem. Höhlenwind fehlt fast gänzlich. Höhenlage: genau entlang der Kurve 900 Meter über Meer.
Nach dem Rückzug des letzten Aaregletschers fehlte unserem «Erker» der gewohnte Gegendruck. In einer schauerlichen Bewegung kippte er los und blieb seines sicher 200 Meter dicken Fußes wegen im eigenen Fundament und der angeschmiegten Gletschermoräne stecken. Beruhigt können wir somit jetzt unsern Schwander-Schrund verlassen. Er bleibt, wie er ist, und die Schwander leben sicher. Unser Brienzerseeufer wird in jener Partie auch in fernern Jahrhunderten bleiben wie es uns heute freundlich aber weiterhin geheimnisvoll grüßt.


SCHW
Gemein
Koord. 6
Seitenr
West
0 5
Vermes
Zeichnu
A
B
C
D
E
H
J
K
L
Q
R
SCHNITT Q-Q
(Skizze)
SCHNITT R-R
(Skizze)
Originalplan 1:200
Felssignatur symbolisch
Oberlippe nicht eingezeichnet
= ungewisse Engen
Rasen
Waldboden
0m = Haupteinstieg
N
S

4

4 Sägistalsee: Einmann-Nivellement beim Pegelpunkt und Abfluß. Wer dabei noch behilflich war, ist auf der Photo gut zu erkennen! Gut sichtbar ist die Hochwasserlinie (Übergang dunkler Kalk, heller Kalk).

5 Bachalpsee: Eine der vielen Eisbarrieren, die den See durchquerten und unter anderem unsere gesetzten Sagexbojen und das Verdunstungsinstrumentarium zerstörten.

6 Bachalpsee: Nördlicher Teil des Sees. Man sieht auf der Photo die Fortsetzung der Deltas im See, die durch Bachrinnen durchzogen sind. Auch die Grenzlinie zwischen den Oxfordien — Callovien — Schiefern und den sandigen Kalken ist gut sichtbar. Eindrücklich ist die Erosionswirkung des Wassers in den Schiefern zu erkennen (siehe Text).

5

6

fluß, sondern entwässert unterirdisch. Es war für mich nun wichtig zu erfahren, wo das versickernde Wasser hinfließt. Aus diesem Grunde mußte das Gewässer mit einem markanten Farbstoff geimpft werden. Wieviel Farbstoff ich im Seewasser lösen muß, um noch mit Sicherheit den Farbstoff am Austrittsort feststellen zu können, hängt natürlich vom Inhalt des Sees ab.

2. Für die Stadt Biel ist ein Projekt in Bearbeitung, aus dem See Wasser für die Trinkwasserversorgung zu entnehmen. Auch hier ist es wichtig, die Tiefe und den Untergrund des Sees zu kennen. Sei es um die gemessenen Seeströmungen besser interpretieren zu können oder Anhaltspunkte für den Bau der Wasserentnahmestelle zu erhalten, oder sei es um andere physikalisch-limnologische Aspekte studieren zu können.

3. Auch beim bevorstehenden Bau des Ärmelkanaltunnels von Frankreich nach Großbritannien ist die Kenntnis der Meerestiefe bedeutungsvoll. Es ist sicher wünschenswert, in England oder Frankreich an die Erdoberfläche zu gelangen und nicht mitten im Kanal vom salzigen Meerwasser überschüttet zu werden.

4. Die Kenntnis des Wasservolumens der drei Gebirgsseen diente mir weiter für die Aufstellung einer Wasserbilanz (Beziehung Niederschlag —Zufluß—Abfluß—Verdunstung), einer Wärmebilanz (wieviel Wärme speichert der See im Laufe des Jahres) und so weiter.
Ich habe diese Beispiele so gewählt und eingehend erläutert, um zu zeigen, daß die Auslotung eines Sees nicht nur aus lauter Freude vorgenommen wird, sondern daß häufig ein praktisches Ziel das Motiv bildet.

Das Suchen nach einer geeigneten Methode

Für die Auslotung der drei Seen habe ich verschiedene Methoden in Erwägung gezogen.

1. Mit Hilfe des Echolotes. Die Echolotung ist ein Verfahren zur Messung der Wassertiefe. Ein Signalschuß erzeugt Schallwellen, die am Seegrund reflektiert werden und als Echo wieder zur Ausgangsstelle zurückkehren, wo sie registriert werden (siehe auch Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee 1972, M. Sturm und A. Matter: Geologisch —

sedimentologische Untersuchungen im Thuner- und Brienzersee). Der große Vorteil der Echolotung besteht darin, daß die Seetiefe konstant auf einem Streifen registriert wird und wir somit bei einer Seeprofilaufnahme keine Lücke zwischen den einzelnen Bodenpunkten haben. Nachteile dieses Verfahrens sind: die Gebundenheit an eine Energiequelle, das Gewicht der Meßapparate und die Umständlichkeit der Messung.

2. Über den See werden mit Meßmarken versehene Seile oder Kabel gespannt. Diese sollten leicht, reißfest, wasserunempfindlich, geschmeidig, aber nicht zu dehnbar sein. Die Fixation an den beiden Ufern muß so stark sein, daß man mit Hilfe einer Seilwinde das Kabel spannen kann. Bei größeren Seen können entlang der Profillinie Verankerungen mit dazugehörigen Bojen versenkt werden, die dem herunterhängenden Seil oder Kabel als Stütze dienen. Entlang dieser Profillinie kann nun an den vorher bestimmten Meßmarken die Tiefe gemessen werden. Diese Methode hat den Nachteil, daß sie etwas umständlich erscheint. Es braucht viele Personen, die uns bei einer solchen Messung behilflich sind. Auch der Materialaufwand ist recht groß.

3. Im Spätherbst und im Winter sind die Gebirgsseen meist zugefroren. Bei einer gewissen Eisdicke können wir ohne Risiko auf dem See herumwandern. Mit Hilfe eines Eisbohrers ist es möglich, durch die Eisdecke ein Loch zu bohren, um so die Tiefe des Sees zu ermitteln. Wir befinden uns bei dieser Messungsart nicht mehr auf einem schaukelnden Boot wie bei den vorher erwähnten Methoden, sondern auf einer stabilen, unbeweglichen Eisdecke. Das Einmessen der Bohrpunkte kann somit viel exakter ausgeführt werden. Nachteil dieser Ausführung: die relativ lange Inanspruchnahme der Bohrungen, die Kälte, kurze Tageszeit, Lawinengefahr.

Unsere Schwierigkeiten

Die Abgeschiedenheit der Seen, mangelnde elektrische Energie, das Fehlen von großen Booten, die Lawinengefahr im Winter, die zum Teil langen und beschwerlichen Anmarschwege, fehlende Transport- und Geldmittel, Personalschwierigkeiten, die wechselnde Witterung und auch die kurze Jahreszeit zum Messen haben die vorhin besprochenen Meßmethoden für die drei Gebirgsseen im Faulhorngebiet zum vorn-

1

2

3

Verzeichnis der Abbildungen:

1 Dieses Bild soll auf die Transportschwierigkeiten aufmerksam machen. (Photogrammetrisches Praktikum des Geographischen Institutes der Universität Bern im Sägistal). Aufnahmeort: Egg (Weg Schynige Platte — Faulhorn). Im Hintergrund das Schwabhorn.

2 Hinterburgsee: Auf der ganzen Seefläche sind die Sagexschwimmer verteilt. Im Vordergrund das für sämtliche Arbeiten verwendete Schlauchboot.

3 Hinterburgsee: Einmessen der Lotpunkte mit Theodolit. Im Vordergrund der Lotapparat, der jedoch für uns zu umständlich war; wir benutzten daher für die Ermittlung der Seetiefen ein 20-Meter-Meßband. Die kleinen *weißen Punkte* auf dem See sind die Sagexbojen. Im Hintergrund erkennen wir das Verdunstungsinstrumentarium, bestehend aus Verdunstungskübel, Niederschlagsgefäß und Windmesser Rochat. Im Volksmund nannte man diese drei schwimmenden Instrumentarien «Schwäne».

herein ausgeschlossen. — Schließlich wurde eine für unsere Verhältnisse brauchbare Idee gefunden.

Unsere Auslotungsmethode

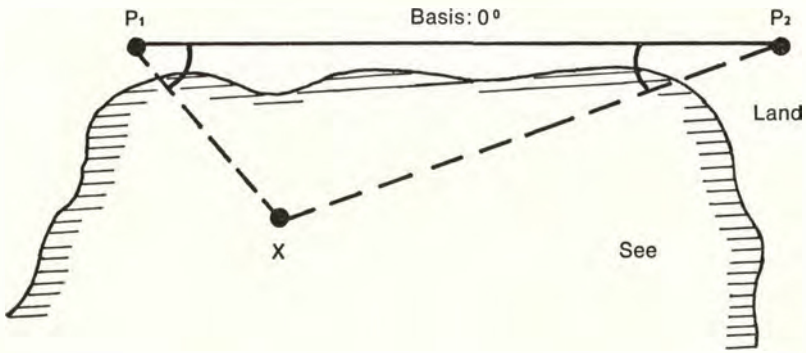
Wir gingen folgendermaßen vor. Aus Sagexmaterial wurden kleine Würfel, sogenannte Schwimmer oder Bojen mit einer Kantenlänge von rund 5 Zentimeter angefertigt. Ein dünner Draht wurde durch den Würfel hindurchgezogen, oberhalb und unterhalb des Quaders wurde der Draht verschlauft und verknotet.

Die Herstellung dieser kleinen Bojen, die Beschaffung von Material wie Theodolit, Meßlatte, Schlauchboot, das Studium der Karte, um herauszufinden, an welchen Punkten des Sees man messen will, dies alles waren Arbeiten, die zu Hause verrichtet werden mußten. Erst nach Erledigung all dieser Aufgaben konnte man sich an die eigentliche Feldarbeit wagen.

Rund um die Seen wurden markante Felsblöcke oder Hütten mit einer Meßmarke aus roter Farbe versehen und mit dem Theodoliten eingemessen. Diese Fixpunkte, meistens auf der Landeskarte oder auf dem Übersichtsplan ebenfalls ersichtlich, ergaben ein grobes Gerippe für die in Entstehung begriffenen Seekarten.

Mit einem zwei Personen fassenden Schlauchboot transportierten wir die vorhin beschriebenen Sagexschwimmer, diverse Steine aus der Umgebung des Sees, die uns als Anker dienten und eine Artilleriedrahtrolle zu den gewünschten Lotungspunkten im See. Den Untergrund des Sees konnten wir mit Hilfe der Topographie der Seeumgebung abschätzen. So legten wir an interessanten Stellen Profile an, besonders bei Deltas und Steilabfällen. Ein Stein wurde am Artilleriedraht befestigt und am gewünschten Ort auf den Grund gelassen. Man merkte sofort durch das Gewicht des Steins, wann der Brocken am Boden angelangt war. Der Artilleriedraht wurde nun entzweigeschnitten und mit dem einen Ende an den Sagexblock gebunden. Bei genauer Ausführung pendelte dieser Sagexschwimmer je nach Wellengang 5 bis 15 Zentimeter hin und her. An Ort und Stelle konnte jetzt die Lotung erfolgen. Die einfachste Methode, um die Seetiefe zu ermitteln, ist die folgende: Man benutzt ein genügend langes Meßband und befestigt an der einen Seite des Bandes eine flache Eisenplatte. Die an das Meß-

band gebundene Platte wird bis auf den Grund des Sees versenkt. Nun kann man ohne weiteres am Meterband die entsprechende Tiefe ablesen. Auf diese Art und Weise haben wir die Tiefe der verschiedenen auf dem See verteilten Lotungspunkte gemessen.
Rekapitulieren wir ganz kurz. Wir haben im See kleine Bojen gesetzt, die sich in ihrer Lage kaum mehr ändern. An den betreffenden Stellen wurde die Tiefe ausgelotet. Es ist nun wünschenswert, die ausgeloteten Punkte auf einer Karte einzuzeichnen. Aus diesem Grunde müssen wir diese Stellen genau einmessen. Wir gehen beim Einmessen folgendermaßen vor: Die Bojen werden von zwei gegebenen Fixpunkten mit Hilfe eines Theodoliten eingemessen.



Die Basis zwischen den beiden Fixpunkten P_1 und P_2 sei immer 0 Grad. Wir messen von P_1 aus den Schwimmer X ein und erhalten so den Winkel zwischen der Basis und der Linie P_1 zu X. Nach Dislozierung des Theodoliten auf den Fixpunkt P_2 messen wir den Schwimmer X erneut ein und erhalten so den Winkel zwischen der Basis und der Linie P_2 zu X. Somit ist die Richtung des Schwimmers von den beiden Landpunkten aus fixiert. Mit einem Transporteur können wir die eingemessenen Zahlen auf die Seekarte einzeichnen. Die Schnittpunkte der beiden Strahlen ergeben den Standort des Sagexschwimmers. Natürlich wurde nicht bei jeder Punkteinmessung der Theodolit von Fixpunkt zu Fixpunkt verschoben. Vorerst wurden alle Lotungspunkte vom selben Fixpunkt aus vermessen, und erst dann wurde der Standort gewechselt.

Das Nivellement

An allen Seen wurden Pegelpunkte (Abstichort, um die Seespiegelschwankungen feststellen zu können) mit roter Farbe markiert, die vom nächsten Triangulationspunkt aus einnivelliert wurden. Durch solche Messungen konnten wir die Meereshöhe der Pegelpunkte bestimmen.

Schwierigkeiten bei den Messungen

Ich möchte nun kurz auf die Schwierigkeiten eingehen, die wir beim Einmessen der Lotungspunkte zu bewältigen hatten. Um die Sagexschwimmer vom Lande aus mit dem Theodoliten besser zu erkennen, wurden sie mit verschiedenen Farben angestrichen. Wegen der starken Reflexionswirkung des Hinterburgsees und Kleinheit der Bojen war es mir nicht möglich, die Schwimmer auf dem See auseinanderzuhalten. Beim zweiten Versuch wurden die Bojen mit einer Nummer versehen. Während mein Freund die entsprechenden Sagexblöcke mit dem Boot anlief, mit dem Ruder oder Meterstab markierte und mir die Nummer zurief, konnte ich den Punkt mit dem Meßgerät genau fixieren und einmessen. Funkgeräte hätten uns in diesem Fall sehr gute Dienste geleistet.

Beim Bachalpsee gerieten wir erneut in Schwierigkeiten. An einem Tag wurden alle Bojen ausgesetzt und gelotet. Als wir anderntags mit dem Messen beginnen wollten, waren viele Sagexschwimmer verschwunden oder verschoben. Am schattigen Nordufer des Sees waren während der Nacht Eisschollen abgebrochen und trieben mit der Strömung dem Ausfluß zu, wobei sie die Sagexbojen in Mitleidenschaft zogen. Nach Durchzug der größten Eisbarrieren mußten wir mit der Arbeit wieder von vorne beginnen.

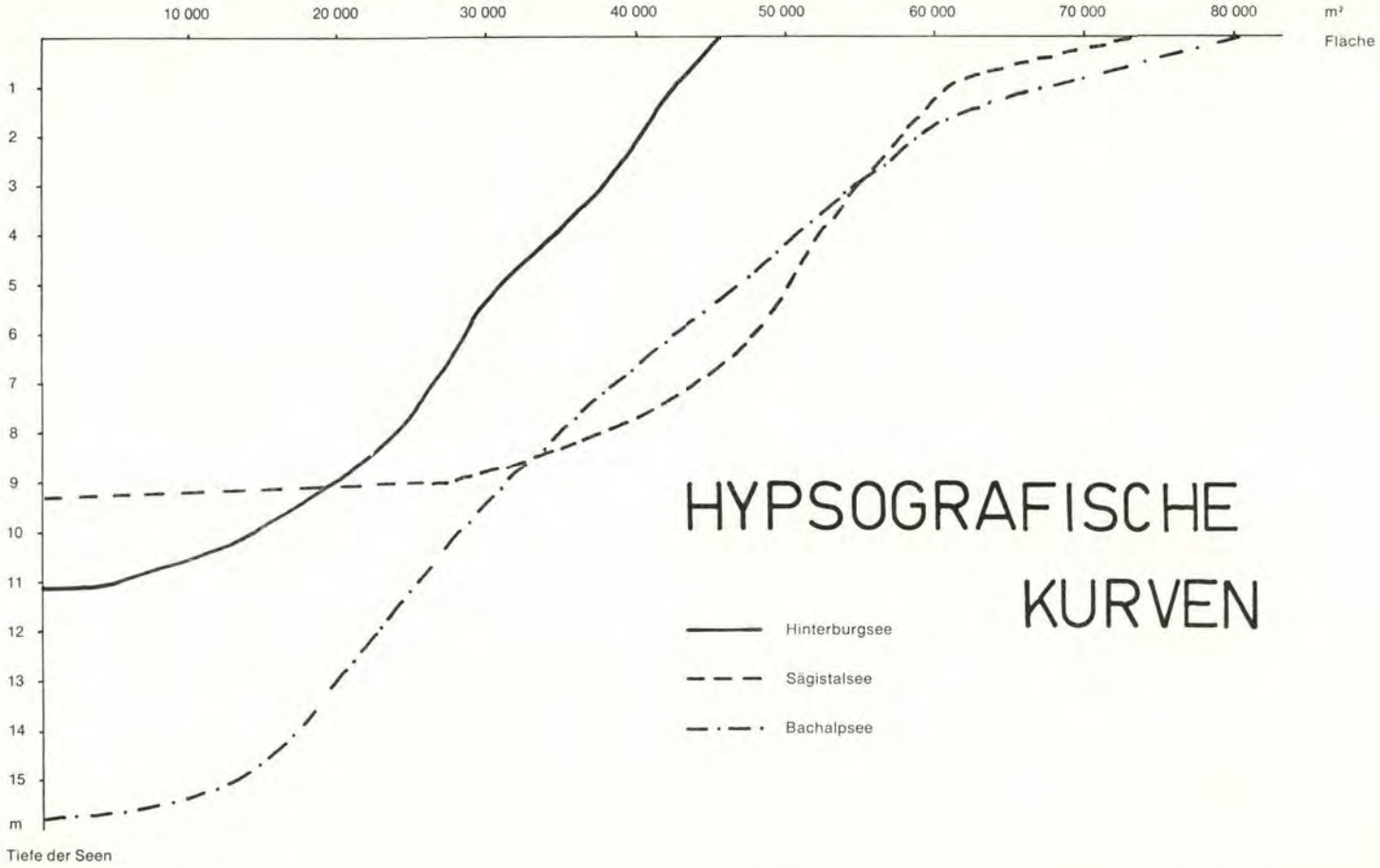
Der Sägistalsee wurde nach der gleichen Methode, aber von mir allein vermessen. Ich notierte jeden Punkt genau auf einen Plan, um die Bojen von den Meßpunkten aus rasch zu lokalisieren. Ich war gezwungen, mit mehr als zwei Fixpunkten zu operieren, um die Distanz zu den Schwimmern so klein wie möglich zu halten. Durch den leichten Wellengang und das Kräuseln des Sees wurde das Licht stark reflektiert. Da ich die entfernteren Bojen wegen der Reflexion im Theodo-

liten nicht mehr erkennen konnte und mir niemand mit dem Boot die Schwimmer anzeigte, mußte ich längere Zeit auf bessere Wetterverhältnisse warten. Glücklicherweise wurde der See am späteren Nachmittag ruhig, und so konnte ich mit der Arbeit weiterfahren.
Die in diesem Bericht behandelte Vermessungsmethode bedingt ein rasches Arbeiten. Bei Wind sollte ein Abdriften des Bootes verhindert werden. Bei starken Pegelschwankungen können die Schwimmer untertauchen oder erhalten einen zu großen Bewegungsradius. Auch muß während der Tiefenlotung die eventuell eintretende Wasserstandsänderung mitberücksichtigt werden. Die Einfachheit, das leichte Material (wichtig wegen des Transportes) und der geringe Personalaufwand sprechen für diese Methode.

Das Ergebnis

Der Schlußpunkt einer solchen Seevermessung wird durch die Darstellung einer Seekarte gesetzt. Die eingemessenen Punkte werden auf einer Karte eingezeichnet. Anhand dieser Lotungsstellen kann ich nun die Isobathenlinien, das heißt Linien gleicher Seetiefe, zeichnen. Dadurch erhalte ich ein plastisches Bild der Beckenform des Sees (siehe die drei Karten vom Bachalp-, Sägistal- und Hinterburgsee).
Durch das Planimetrieren (Flächenbestimmung) der einzelnen Isobathenflächen erhalte ich die hypsographische Kurve der verschiedenen Seen. Auf der Ordinatenachse eines rechtwinkligen Koordinatensystems werden die Seetiefen, auf der Abszissenachse die entsprechenden Flächenanteile angegeben. Eine solche Darstellung läßt uns schnell erkennen, in welchen Tiefen sich die steilen oder flachen Partien eines Sees befinden (siehe die hypsographischen Kurven der drei Seen).

Hinterburgsee: Beim Hinterburgsee haben wir in der Tiefe zwei Bekken, das größere im Westen, das kleinere im Osten, welche durch einen breiten Rücken getrennt sind. Ob dieser Rücken mit den beiden Bekken durch einen unterirdischen Zufluß bedingt ist, bleibt dahingestellt. Das Südufer fällt steil ab und besitzt das gleiche Gefälle wie der entsprechende Hang. Verflachungen des Sees finden wir im Westen und Osten, also dort, wo geologisch die Kreidezone liegt. Von einem eigentlichen Delta können wir hier jedoch nicht sprechen. Als interessantes


10 000
20 000
30 000
40 000
50 000
60 000
70 000
80 000
m²
Fläche
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
m
Tiefe der Seen
HYPSOGRAFISCHE
KURVEN
Hinterburgsee
Sägistalsee
Bachalpsee

Detail wäre noch die Rinne gegen den Ausfluß des Sees zu erwähnen. Die hypsographische Kurve können wir in vier Zonen einteilen: Zone 1: Verflachung am Uferrand bei einer Tiefe von 1 Meter. Zone 2 (1 bis 3 Meter) und Zone 4 (5 bis 8 Meter): Diese Zonen weisen das gleiche Gefälle auf; das Seeufer fällt steil ab. Diese Region wird durch eine Verflachung (bedingt durch die Verflachungen in der östlichen und zum Teil in der westlichen Bucht) in einer Tiefe von 3 bis 5 Metern unterbrochen. — Letzte Zone: Verflachung der Kurve gegen das Seebecken zu (8 bis 11 Meter).

Sägistalsee: Ganz im Gegensatz zum Bachalpsee, wo verhältnismäßig riesige Deltas den See charakterisieren, finden wir beim Sägistalsee kaum ein richtig ausgebildetes, unterseeisches Delta, obwohl der See und zum Teil seine Zuflüsse in der Zone der leicht erodierbaren Valanginien/Berriasien-Mergel liegen. Höchstens in der nördlichen Bucht sind in einer größeren Tiefe Verflachungen zu erkennen. Nach einem sehr flachen und breiten Ufersaum fällt das Ufer mit starkem Gefälle ab, um dann in einem großen mehr oder weniger flachen Becken zu enden. Diese drei Regionen sind wunderschön in der hypsographischen Kurve ersichtlich.

Bachalpsee: Beim Betrachten des Planes des Bachalpsees fallen uns drei wesentliche Punkte auf:

1. Die große gleichförmige Seewanne des Sees (südlicher Teil), die ein stetes Gefälle aufweist.
2. Im Norden des Sees befinden sich zwei riesige Deltas; diese liegen im Einzugsgebiet der sehr feinen, leicht erodierbaren Oxfordien-Callovien-Schieferzone.
3. Der große «Graben» zwischen den beiden Deltas, welcher durch die Sedimente noch nicht restlos ausgefüllt wurde.

Anschließend möchte ich noch einige Details erwähnen, die mir recht wesentlich erscheinen.

— Die Grenzlinie zwischen den Oxfordien-Callovien-Schiefern und den sandigen Kalken kann morphologisch im Gelände eindeutig erkannt werden. Auf der Photo erkennen wir links die steile Kalkrippe (im Schatten gelegen, dunkel, zum Teil mit Schneerinnen), rechts

unterhalb der Rippe die flachere Schieferzone (stark erodierte Walmzug). Die Fortsetzung dieser Rippe konnte bei der Seeaufnahme ebenfalls im See festgestellt werden.

— Der Bachalpsee weist zum Teil ästuarartige Gebilde auf; auf der Abbildung ist deutlich zu erkennen, wie die Bäche im Seedelta markante Fließrinnen hinterlassen. Diese Unterwasserrinnen wurden jedoch im Plan nicht berücksichtigt.
Aus dem Verlauf der hypsographischen Kurve lassen sich drei charakteristische Teilstücke feststellen:

1. 0 bis 2 Meter: Hier lässt die Kurve deutlich die Zone der Aufschüttung der Deltas erkennen.

2. 2 bis 14 Meter: Wie schon weiter oben gezeigt wurde, ersehen wir aus dem Verlauf der Kurve das monotone Abfallen des Seeufers bis zum eigentlichen Seegrund (Seewanne). In der Region von 10 bis 14 Meter nimmt das Gefälle nach unten etwas zu.

3. 14 bis 15,8 Meter: Dies ist die Zone des relativ flachen Seebeckens.

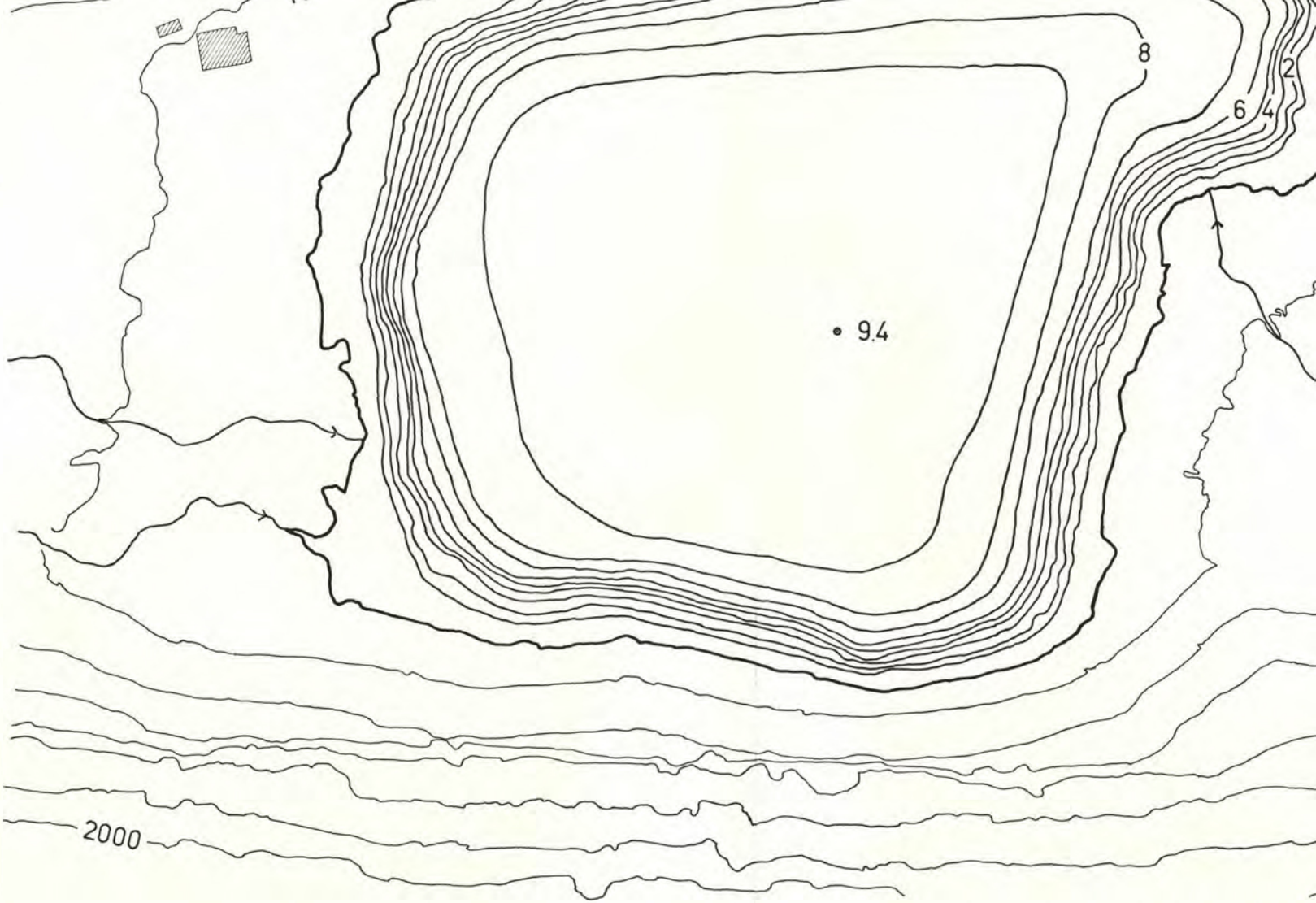
Morphometrische Daten:

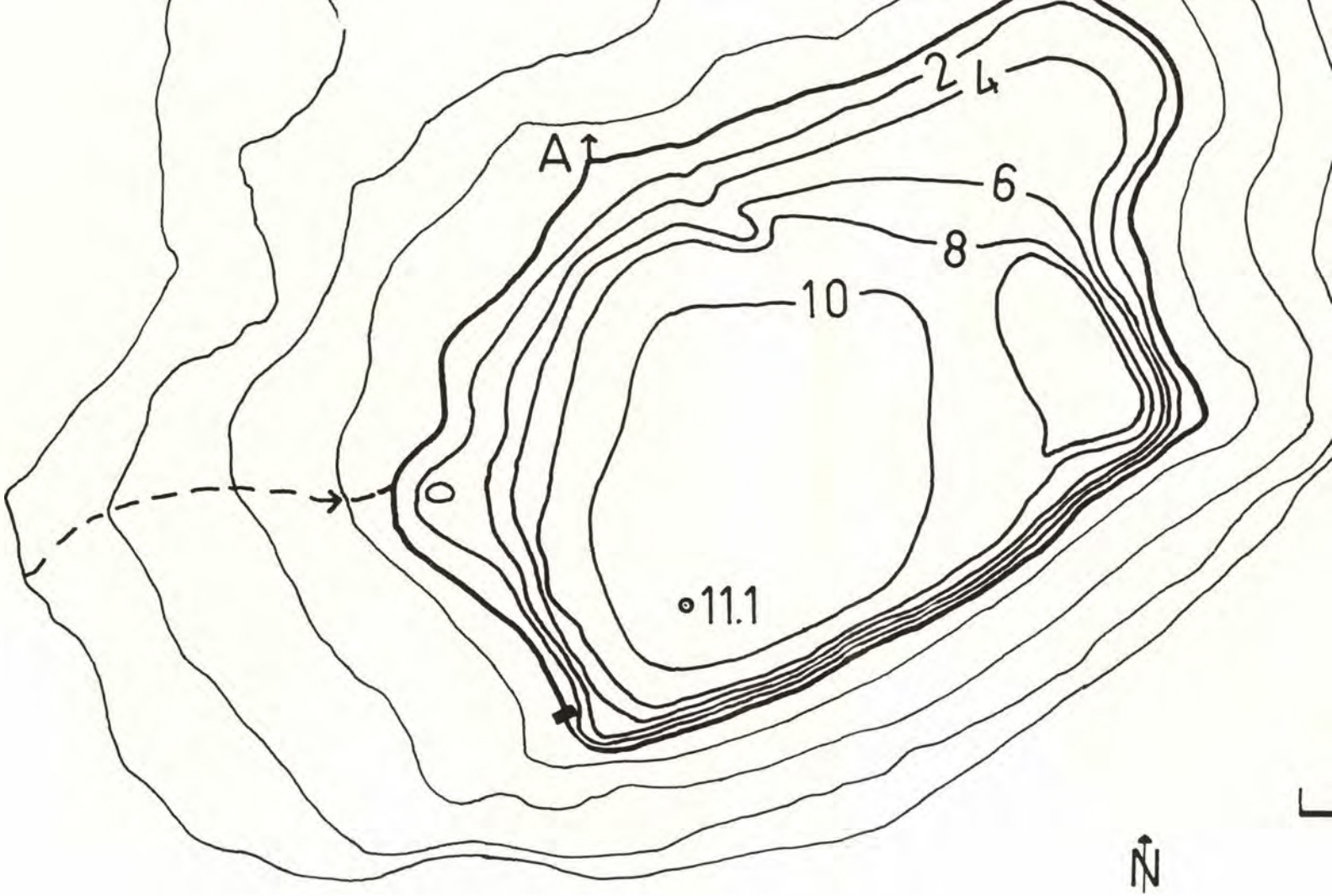
	Hinterburgsee	ob. Bachalpsee	unt. Bachalpsee	Sägistalsee
Meereshöhe	1513.65	2265.55	2258.55	1937.0 m
Oberfläche	45 800	81 100	18 000	73 000 m^2
Volumen	350 000	630 000	54 000	490 000 m^3
Maximaltiefe	11.1	15.8	4.55	9.4 m
Mittlere Tiefe	7.55	7.8	3.0	6.7 m
Größte Länge W/E	260	410	255	300 m
Größte Breite N/S	225	265	120	310 m
Uferlänge	860	1 310	720	1 240 m
Mittl. Höhe des Einzugsgebietes (m ü. M.)	1816**	2441		2102 m
Einzugsgebiet	1.620*	1.685		4.115* km^2
Einzugsgebiet / Seefläche	1:35	1:21		1:56

** = inklusiv Urserligebiet
* = Karstgebiet!

Die morphometrischen Daten (Werte auf- oder abgerundet) wurden auf Grund unserer Seeaufnahmen im Sommer 1970 ermittelt.

Daß ich während der ganzen Arbeitsdauer auf viel Verständnis bei der einheimischen Bevölkerung stieß, darf nicht verschwiegen werden. Mit der Einsicht, daß die menschlichen Beziehungen bei einer solchen Arbeit von immenser Bedeutung sind und sein sollten, was leider heute nicht immer der Fall ist, möchte ich diesen Bericht beschließen.

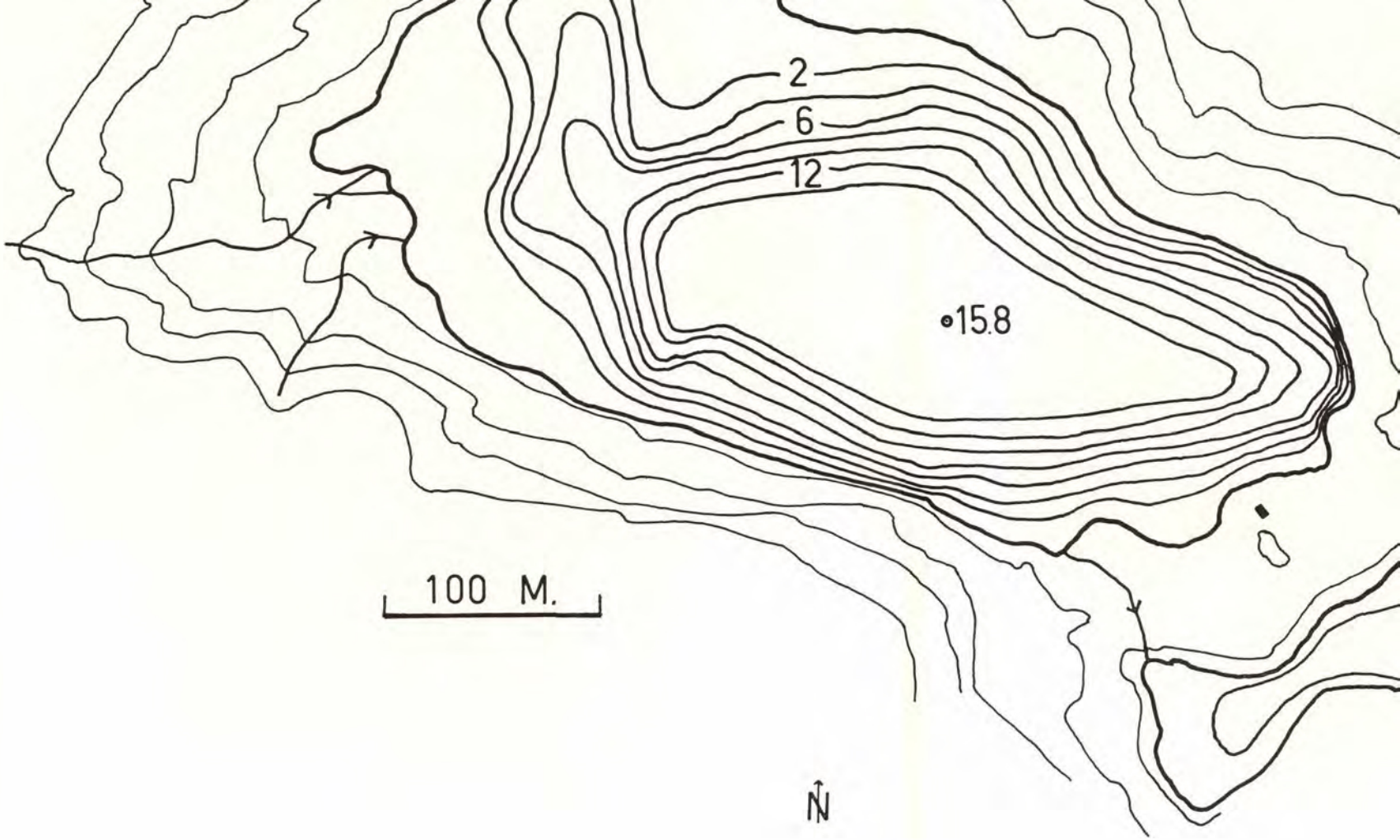

8
6
4
2
9.4
2000


2
4
A
6
8
10
11.1
N

Seegrundaufnahme Sommer 1970
Wasserspiegelhöhe: 1937 m ü. M. = Mittlere Pegelhöhe
Aequidistanz: Isohypsen 10 m
Isobathen 1 m
A: Unterirdischer Abfluß

Situationsplan: Bachalpsee

Seegrundaufnahme Sommer 1970
Wasserspiegelhöhe: 2265.55 m ü. M. = Mittlere Pegelhöhe
Aequidistanz: Isohypsen 10 m
Isobathen 2 m


2
6
12
15.8
100 M.
N

Oskar Reinhard

Auf den Spuren von Karl Albrecht Kasthofer

Beim Reservoir im Kleinen Rugen bei Interlaken begegnet der Wanderer einem Granitfindling, welcher folgende Aufschrift trägt:

> «Dem Andenken des ersten Pflegers der Oberländerwälder
> Oberförster Kasthofer von Bern
> Der gemeinnützige Verein von Interlaken 1868»

Der Name Kasthofer bedeutet wohl nur noch dem eingeweihten Forstmann etwas, und es mag sich mancher fragen, warum wohl vor mehr als einem Jahrhundert diesem Mann durch den gemeinnützigen Verein von Interlaken ein bleibendes Denkmal errichtet wurde. Ziel und Zweck der vorliegenden Schrift soll deshalb sein, den Leser mit dem Forstmann Karl Albrecht Kasthofer bekannt zu machen; darüber hinaus soll an verschiedenen Beispielen gezeigt werden, wie wir noch heute die Spuren des Wirkens von Kasthofer in unserer Region antreffen.

1. Lebensbild von Karl Albrecht Kasthofer

Für die kurze Wiedergabe des Lebens und Wirkens von Kasthofer stütze ich mich vor allem auf folgende Quellen:

— «Zur Bedeutung Karl Kasthofers für die Schweizerische Forstwirtschaft und Forstgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts» von A. Hauser (Schweiz. Zeitschrift für Forstwesen Nr. 12, 1966),
— «Forstmeister Kasthofer und seine Zeit» von R. Balsiger (Schweiz. Zeitschrift für Forstwesen 1925),
— «Lebensbild des Begründers des Schweizerischen Forstvereins gezeichnet durch Forstmeister von Erlach» (Beiheft zu den Zeitschriften des Schweiz. Forstvereins, Nr. 22).

Karl Albrecht Kasthofer wurde im Jahre 1777 als Sohn des Fürsprechers und Verwalters des Inselspitals, Gottfried Kasthofer, in Bern

geboren. Nach abgeschlossener Schule in Bern beschloß er auf Rat seines älteren Bruders Forstwissenschaft zu studieren. Da es damals in der Schweiz noch keine Möglichkeit zum Forststudium gab, immatrikulierte sich Kasthofer an den Universitäten Heidelberg und Göttingen, wo er neben den Naturwissenschaften auch Vorlesungen über Nationalökonomie und Staatswirtschaft besuchte. Seine praktische Lehrzeit bestand Kasthofer an einer Meisterschule im Harz und in verschiedenen Forstrevieren Norddeutschlands.

Nach Abschluß seiner Studien kehrte Kasthofer nach Bern zurück. Seine Rückkehr fiel in die Zeit der Helvetischen Republik, wo das Forstwesen zentral geordnet war. Die obrigkeitlichen Waldungen waren als Nationaleigentum erklärt worden, und ihr Ertrag fiel in den Helvetischen Staatsschatz. Trotz der fortwährenden Unruhen versuchte die Regierung auch in der Forstverwaltung Ordnung zu schaffen: Zur Verwaltung der Nationalwälder wurde ein Etat von 30 fähigen Forstmännern erstellt, zu denen auch Kasthofer gehörte. Zu einer Anstellung kam es jedoch nicht, da das notwendige Geld fehlte. Kasthofer arbeitete deshalb zuerst als Volontär beim Kantonalen Finanzministerium und dann als Archivar beim Bernischen Departement des Innern. Durch Annahme der Mediationsverfassung erhielten im Jahre 1803 die Kantone ihre Selbständigkeit zurück. Kasthofer wurde Sekretär der Forstkommission, bis ihn Schultheiß und Rat zum *Oberförster des Oberlandes* ernannten. Im Jahre 1806 zog Kasthofer nach Unterseen, wo er im alten Schloß, einem Staatsgebäude, Einzug hielt, welches ihm als Wohnung und Amtslokal diente. Als erster Oberförster des Oberlandes lebte Kasthofer 26 Jahre lang in Unterseen. Zum damaligen Forstkreis Oberland gehörte das ganze Oberland (ohne den Amtsbezirk Thun), ab 1814 bestand der Forstkreis noch aus den Amtsbezirken Oberhasli, Interlaken und Frutigen.

Die Zustände, die Kasthofer bei seinem Amtsantritt antraf, waren alles andere als erfreulich:

Die Behandlung der Wälder erfolgte damals in der primitivsten Art und Weise. Die Wälder waren zum größten Teil «hochobrigkeitlicher Wald», das heißt Wald, welcher formell dem Staat gehörte, wobei aber die Benutzungsrechte der Gemeinden und Privaten die Wälder so stark belasteten, daß dem Staat oft kaum das für eigene Bedürfnisse notwendige Bau- und Reparationsholz zufiel. Durch Gemeindeabstim-

mung wurde jeweils beschlossen, wo geschlagen werden sollte. Angezeichnet wurde nicht nach waldbaulichen Gesichtspunkten, sondern nur nach dem Nutzzweck des Holzes. Wirtschaftspläne oder Nutzungskontrollen existierten nicht. Dies führte dazu, daß die nahegelegenen Waldungen durch Kahlschläge stark ausgeplündert und die entfernteren Waldungen ohne Pflege sich selbst überlassen wurden. Außerdem waren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Waldungen in der Nähe der Gewässer sehr stark übernutzt worden, da das Holz aus diesen Waldungen auf dem Wasserweg nach Bern transportiert wurde, um die Stadt mit Brennholz zu versehen und die Waldungen in Stadtnähe zu schonen. Von besonderer Bedeutung für die Oberländer Waldungen waren auch die stark betriebenen Nebennutzungen aus dem Wald, indem die arme Bergbevölkerung auf die Nutzung von Gras, Laub, Streue und Baumfrüchten angewiesen war. Zum eigenen Verbrauch kam in den Buchenwäldern am Brienzersee noch der Verkauf von Buchenlaub als Streue, welche mit den Schiffen nach auswärts transportiert wurde. Sehr große Verbreitung fand vor allem die Ziegenzucht, wobei die Ziegen frei im Walde laufen gelassen wurden, was das Aufkommen der Verjüngung praktisch verunmöglichte.

Nicht nur die forstlichen Verhältnisse, auch die allgemeinen wirtschaftlichen Lebensbedingungen waren beim Amtsantritt Kasthofers sehr schlecht. Die Bevölkerung lebte hauptsächlich von der Landwirtschaft; Industrie und Fremdenverkehr fehlten fast vollständig. Das Grundeigentum war infolge der großen Bevölkerungszunahme sehr stark zersplittert und viele Leute konnten sich nur Ziegen halten, welche sie auf die Allmendweide und in den Wald treiben konnten. Daß bei der herrschenden Armut versucht wurde, aus dem bereits ausgebeuteten Wald noch den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, ist verständlich.

Kasthofers forstpolitische Aufgabe bildete vorerst einmal die Bereinigung der Eigentumsverhältnisse in den Waldungen, was ihn vielfach in unerfreuliche Kämpfe mit den Gemeinden verwickelte. Die vordringlichste und wichtigste Aufgabe stellte sich ihm aber in der Wiederbestockung der vielen Waldblößen und Kahlflächen mit dem Ziel, den Zustand der Wälder zu verbessern. Auch diese Aufgabe ließ sich nicht überall ohne große Widerstände der Bevölkerung durchführen. Wie Kasthofer selbst schreibt, waren vor seiner Amtszeit im Oberland

immer nur Waldzerstörungen, nie aber Waldkulturen ausgeführt worden.

Kasthofer kommt das Verdienst zu, als erster Forstmann mit Saaten und Pflanzungen in den Wäldern begonnen zu haben; als einer der ersten hat er auch klar erkannt, daß die Hochgebirgswaldungen nicht nur wegen ihres wirtschaftlichen Wertes gehegt und gepflegt werden müssen, sondern auch wegen ihrer Schutzwirkung gegen Lawinen, Steinschlag, Rüfen und Hochwasser, sowie wegen ihrer günstigen Wirkung auf das Klima.

So lesen wir bei ihm in einem Bericht über das Oberhasli: «Nicht durch bares Geld, das von dem Ertrag der Hochwälder im Hochgebirge in die öffentliche Kasse fließt, sind diese Wälder wichtig, sie sind wichtig, weil nur durch sie die Entstehung von Lawinen gehindert, ihre Wirkung gelindert wird, weil nur durch sie die Zersetzung des Gebirges, die gefährlichen Steinfälle, die Wirkung der Bergwasser aufgehalten wird, weil nur unter ihrem Schutz das Leben der Bewohner und ihre Landwirtschaft in den rauhen Tälern bestehen kann.»

Durch ausgedehnte Reisen in seinem Forstkreis verschaffte sich Kasthofer eingehende Kenntnisse über die Waldverhältnisse. Daneben unternahm er auch ausgedehnte Studienreisen im ganzen Alpengebiet. Die Ergebnisse seiner Eindrücke und Beobachtungen hat er in zahlreichen Schriften festgehalten, wovon nur die beiden bekannten Werke «Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Susten, Gotthard, Bernhardin und über die Oberalp, Furka und Grimsel» von 1822 sowie «Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Brünig, Pragel, Kirenzenberg, Flüela, den Maloja und Splügen» von 1825 erwähnt seien. In seinen Reiseberichten gibt er nicht nur eindrucksvolle Betrachtungen über die Waldverhältnisse fast der ganzen Schweiz, sondern er schildert nebst den forstlichen Zuständen die gesammelten Beobachtungen über Lebensweise und Sitten der Bevölkerung, so daß die Werke nebst ihrem forstgeschichtlichen Wert auch wertvolle Beiträge zur Kulturgeschichte der einzelnen Talschaften liefern. Sein 1826 erschienenes Buch «Der Lehrer im Walde» wurde verfaßt als Aufklärungsschrift für Schulen; in diesem Werk sind alle heimischen Baumarten, sowie die Kulturverfahren, die Pflege und Behandlung des Waldes in leicht faßlicher Art beschrieben. Es führt sicher zu weit, im Rahmen dieser Schrift auf Kasthofers forstliche Methoden und Ziele einzugehen;

wesentlich ist aber, daß er im Verlauf seines Wirkens als Oberförster erkannt hat, daß das forstliche Lehrsystem, das er in Deutschland gelernt hatte, in vielen Fällen im Widerspruch stand zu den Verhältnissen im Gebirge, was ihn dazu zwang, neue Wege und Möglichkeiten selbst zu suchen.

Kasthofer hat sich auch bei seinen praktischen Arbeiten nicht nur auf die rein forstliche Seite beschränkt, sondern er hat sich sehr eingehend mit allen Bedürfnissen der armen Gebirgsbevölkerung befaßt und er schrieb auch: «Der Forstwirt dieses Landes wird seine Wälder nicht retten, wenn er seine Augen nur auf das Holz zu richten versteht». Die Forstwirtschaft wurde als Teil der Landwirtschaft und Viehzucht betrachtet. Seine zahlreichen Untersuchungen und Verbesserungsvorschläge beziehen sich deshalb nicht nur auf die Forstwirtschaft, denn Kasthofer strebte auch eine durchgreifende Verbesserung der Alpwirtschaft an. Er glaubte zum Beispiel, daß durch die Umwandlung der Alpweiden in Berggüter mit dauernder Besiedelung die Produktion um ein Mehrfaches gesteigert werden könne. Bei richtiger Bewirtschaftung des Waldes könne dieser auch Dünger und Futtermittel für die Landwirtschaft liefern, was beim damals ausgeübten Raubbau nicht möglich war. Eine Verbesserung der Verhältnisse glaubte Kasthofer mehr durch Aufklärung und Belehrung, als durch Reglemente und Verordnungen erreichen zu können, weshalb er sich für die Gründung einer Forstschule einsetzte und aus eigener Initiative in Unterseen Kurse für Forstwirtschaft erteilte.

Im Jahre 1832 wurde Kasthofer zum *Kantonsforstmeister in Bern* ernannt. Damit wurde seine Tätigkeit naturgemäß vom wirtschaftlichen Gebiet mehr auf die Verwaltungstätigkeit verlegt. Kasthofer genoß zu dieser Zeit ein großes Ansehen als Forstmann in forstlichen und wissenschaftlichen Kreisen, und die Regierung erteilte ihm das Recht zur Übernahme eines Lehrstuhles an der neugegründeten Hochschule.

Leider schlug er nun die politische Laufbahn ein, was sich auf seine forstliche Tätigkeit als verhängnisvoll erweisen sollte. 1831 war Kasthofer als Vertreter des Oberlandes in den Großen Rat gewählt worden. 1837 erfolgte seine Wahl als *Regierungsrat des Kantons Bern.* Seine Stelle als Forstmeister versah er trotzdem «bis auf weiteres», was zu einer unglücklichen Doppelstellung führte. Obschon er der radikalen Partei angehörte, vertrat er stets seinen eigenen Standpunkt und stellte

sich oft in Gegensatz zu seinen politischen Freunden. Durch sein unbeirrtes temperamentvolles Eintreten für die nach seiner Meinung gerechte Sache mit Reden und Zeitungsartikeln schaffte sich Kasthofer immer mehr Feinde und mußte schließlich die unangenehme Erfahrung machen, als unbequemer Außenseiter ausgeschaltet zu werden. Im Frühjahr 1843 wurde er bei den Erneuerungswahlen in den Regierungsrat nicht mehr wiedergewählt, und 1844 wurde er auch in seinem Amt als Kantonsforstmeister abgesetzt und fristlos entlassen. Kasthofer fühlte sich ungerecht behandelt und reichte eine Beschwerdeschrift an den Großen Rat ein. In einem langen Gegenbericht der Forstkommission und des Finanzdepartementes wurden ihm Unfähigkeit im Amt, Anfeindung und Schmähung der Forstkommission in der Öffentlichkeit und anderes mehr vorgeworfen; schlußendlich wurde er durch das Obergericht zu einer Buße und Landesverweisung aus den Amtsbezirken Bern und Burgdorf verurteilt. Die Zeit seiner Verbannung verlebte er in der Westschweiz. Nach der Begnadigung kehrte er nach Bern zurück, wo er die letzten Lebensjahre in Zurückgezogenheit verbrachte. 1850 erlitt er einen Schlaganfall und 1853 wurde er endgültig von seinem Leiden erlöst.

Besonders tragisch ist nicht nur der Verlust vieler Sympathien und Freunde, der ihn verbittern ließ, sondern auch der Umstand, daß ein großer Teil seiner einmaligen Verdienste um die Forstwirtschaft und Alpwirtschaft durch die Mißachtung seiner Person in Vergessenheit gerieten.

2. Aus dem Wirken Kasthofers als Oberförster in Unterseen

Wohl seine glücklichste und fruchtbarste Zeit hat Kasthofer als erster Oberförster des Oberlandes in Unterseen verbracht, wo er Theorie und Praxis verbinden und die ganze Kraft seinem hohen Ziel, der Verbesserung der Forst- und Alpwirtschaft und damit der Lebensbedingungen der Bergbevölkerung, widmen konnte.

a) Baum- und Waldkulturen

Wie bereits kurz erwähnt, bildete eine der Hauptaufgaben des Oberförsters die Wiederbestockung der Wälder, welche sich in einem ganz schlechten Zustand befanden. Kasthofer schreibt, daß vor seinem Amtsantritt «nie ein Samenkorn eines Waldbaumes auf die abgeholzten

Berghänge gestreut und nie eine Waldpflanzung vorgenommen wurde». Dies veranlaßt ihn auch zu folgender Feststellung: «Konfuzius spricht: wer Kinder zeugt und Bäume pflanzt, der wird den Himmel gewinnen. Fürs erste sorgen unsere Hirtenvölker schon, fürs zweite haben sie wenig Lust.» In seiner im Jahr 1850 erschienenen Schrift «Die Forstverwaltung und Bewirtschaftung der freien Staatswälder im bernischen Hochgebirge» beschreibt Kasthofer die während seiner Oberförsterzeit vorgenommenen Saaten und Pflanzungen, sowie deren erste Erfolge und Mißerfolge, wodurch wir sehr gut ins Bild gesetzt werden über die damaligen Arbeiten und Absichten Kasthofers. Bei der Wahl der Baumarten versuchte er möglichst viele verschiedene Baumarten, zum Teil auch Exoten einzuführen und auf ihre Eignung bezüglich Höhenlage und Klima zu untersuchen, da er glaubte, daß die bestehende Baumartenzusammensetzung nur zufällig bedingt sei. Er hoffte dabei, den Ertrag durch wertvolleres Holz und vor allem auch durch die Gewinnung von Nebennutzungen steigern zu können. Unter Nebennutzungen sind vor allem die Gewinnung von Futterlaub und Laubstreue, sowie die Nutzung der Baumfrüchte und der Rinde zu verstehen. In diesem Zusammenhang ist interessant festzustellen, wie die Bäume und ihre Früchte viel mehr als heute zu verschiedenen Zwecken verwendet wurden. In seinem Buch «Der Lehrer im Walde» weist Kasthofer bei der Beschreibung der Baumarten auf die damals übliche mannigfaltige Verwendung der Baumprodukte hin (Gerbrinde der Eiche, Zuckersaft aus Ahorn, Gewinnung von Schnaps, Medizin, Farbstoffen, Leim usw. aus verschiedenen Baum- und Straucharten).

Von der ersten «forstwirtschaftlichen Kultur, die jemals im Oberland durchgeführt wurde» berichtet uns Kasthofer folgendes: Um die Jahrhundertwende hatten die *Böniger* den Buchenwald am *Sitiberg* ganz kahl abgeholzt, um eine dem Dorf nahe Ziegenweide zu gewinnen. Der frischgebackene Oberförster mußte eingreifen und schloß mit den Leuten von Bönigen einen Kompromiß, indem eine Hälfte der Kahlfläche als Ziegenweide benutzt werden durfte und die andere Hälfte nach Plan des Oberförsters wieder bestockt werden sollte. Für die Wiederaufforstung wollte er in Form von Rillensaaten folgende Baumarten einbringen: Im obersten Teil Lärchtannen (Lärchen) und Arven, im mittleren Teil Birken, Ahorne, Buchen, Eschen und Ulmen und am untersten Saum Süße Kastanien (Edelkastanien). Die Saaten wurden

mit Hilfe der Dorfleute durchgeführt; über den Erfolg dieser ersten Saat im Oberland lassen wir Kasthofer selbst berichten: «Kaum war die Saat vollendet, als die ganze Dorfjugend unter lautem Beifall der Menge nach dem Sitiberg sich in Bewegung setzte und hier die Früchte der Kastanien, dort die Samen der Arve sich als Naschwerk aus dem Boden herausholte; später wurde trotz dem Weideverbot die Geißenherde in die übrigen Saaten getrieben. Die Ahorne gingen grünend auf und dienten bald den Ziegen- und Schafherden, von vielen tausend Stämmchen ist kein einziges übriggeblieben; die Eschen hatten das nämliche Schicksal; nur die Lärchtannen haben das Nagen überstanden und wachsen nun endlich, da sie dem Zahn der Ziegen entronnen, zum Erstaunen der alten und jungen Gemeindebewohner üppig in die Höhe.» Heute finden wir weder Edelkastanien noch Arven am Sitiberg, und die schönen alten Lärchen sind wohl die letzten Zeugen der ersten Saat im Oberland.

Nicht besser ging es Kasthofer bei einem anderen Versuch im *Oberhasli*. Er stellte fest, daß an den Sonnenhängen zwischen Meiringen und Brienz anstelle schöner Wälder infolge der Ziegenweide nur «wüste Berghänge» anzutreffen seien. Diese Hänge schienen ihm besonders geeignet zur Anpflanzung lichter Lärchenwälder. Er sandte deshalb aus seiner Pflanzschule in Interlaken mehrere Tausend Lärchenpflänzchen auf Kosten des Staates nach Meiringen. Die Nutzungsberechtigten befürchteten, daß der Staat seine Ansprüche gegenüber ihrem Waldbesitz erweitern könne, wenn die gratis abgegebenen Pflanzen gesetzt würden. Der ganze Vorrat der jungen Bäumchen wurde liegen gelassen, bis die Pflänzlinge zugrunde gingen; die verdorbenen Pflanzen wurden «dem Forstbeamten als ausdrucksvoller, belehrender Protest gegen solche Kulturgelüste wieder nach Interlaken zurückgesandt.»

So haben sowohl die Böniger als auch die Meiringer auf leichtfertige Art die Ehre verscherzt, als Pioniere der Waldbegründung in die Geschichte einzugehen.

Aufgrund dieser Mißerfolge widmete der Oberförster seine vermehrte Tätigkeit den freien Staatswäldern des Oberlandes. Beim Amtsantritt Kasthofers waren die Staatswälder in einem sehr schlechten Zustand, da in ihnen für die Brennholzversorgung der Stadt Bern große Kahlschläge ausgeführt worden waren. In allen Staatswäldern wurde die

Karl Geiser
Fürstenwärter

Ziegen- und Schafweide ausgeübt, ebenso war das Sammeln von Buchenlaubstreue unbeschränkt gestattet. Als erstes ließ Kasthofer die Staatswälder größtenteils unter Weidebann legen, zudem wurde das Streuesammeln wesentlich eingeschränkt. Im *Großen Rugen* bei Interlaken begründete Kasthofer Rottannen- und Buchenbestände, daneben führte er Versuche aus mit Pflanzungen von Arve, Österreicher Schwarzföhre und Lärche, welch letztere Baumart sich zur Verwunderung Kasthofers damals im ganzen Oberamt Interlaken nirgends vorfand. Im *Kleinen Rugen* legte er eine Saatschule an, um hauptsächlich Lärchen und Arven für den Verkauf nachzuziehen. Umfangreiche Pflanzungen wurden im Kleinen Rugen vorgenommen, wobei folgende Baumarten gepflanzt wurden: Lärchen und Arven, daneben einige Weymouthsföhren, Österreichische Schwarzföhren und Libanonzedern. Da die Weymouthsföhren gut zu gedeihen schienen, nahm Kasthofer auch Pfropfungen von Arve auf Weymouthsföhre vor. Die am Nordhang gepflanzten Arven, sowie die gepfropften Arven und die Libanonzedern gingen «infolge Konkurrenz durch andere, weniger wertvolle Baumarten» ein. Die anderen Arvenpflanzungen und auch die übrigen Baumarten gediehen zum Teil recht gut. Mit Bitterkeit stellt Kasthofer aber zirka 30 bis 40 Jahre nach diesen Pflanzungen fest, daß ihn keiner seiner Nachfolger um Rat fragte und daß wiederum Kahlschläge ausgeführt wurden; einer seiner Nachfolger stellte sogar die Forderung an die Vorgesetzten, die einzigartigen Arvenpflanzungen am Rugen seien wegen langsamem Wachstum auszureißen, was leider dann auch geschah. Die gepflanzten Lärchen litten teilweise unter großen Maikäferschwärmen, und Oberförster Kasthofer wurde beschuldigt, «mit den Lärchen auch die Landesplage der Maikäfer ins Oberland gebracht zu haben». Heute, rund 150 Jahre nach den Pflanzungen, finden wir weder Arven noch Libanonzedern im Rugen, hingegen dürften die ältesten Lärchen, Weymouthsföhren und Schwarzföhren auf den Pionier Kasthofer zurückzuführen sein.

Eingehend beschreibt Kasthofer auch seine Pflanzungen in den *Staatswäldern am Harder:* Im obersten Teil, im Wanniwald, pflanzte Kasthofer Lärchen und Arven, die aber von den Geißen der Unterseener und Goldswiler zerstört wurden. Hier ließ er auch erstmals einen Schleifweg vom Wanni bis in den Brückwald hinuter bauen, damit das Holz besser transportiert und der übrige Wald von Reistschäden ver-

schont werden könne. Wohl eines der bekanntesten Beispiele vom Wirken Kasthofers ist der *Lärchen-Weidewald im oberen Bleiki* auf einer Höhe von knapp 1000 Metern. Da Kasthofer bestrebt war, nicht nur den Holzertrag, sondern auch den Heugewinn und die Viehweide zu vermehren, schwebte ihm die Anlage von Weidewaldungen mit der Lärche vor, weil die lichte Krone der Lärche den Boden so wenig beschattet, daß zwischen den Stämmen auch das Gras gut gedeihen kann. Bewußt wurde deshalb eine Lärchenpflanzung im oberen Bleiki vorgenommen, um einen Lärchen-Weidewald zu begründen. Da die Standortsverhältnisse günstig waren, entstand ein Lärchen-Weidewald, der heute noch von vielen Besuchern, die den Harder zu Fuß besteigen, bewundert wird. Diese prächtigen «Kasthofer-Lärchen» sind heute also mehr als 150 Jahre alt und die Holzqualität beginnt zu leiden, indem verschiedene Lärchen rotfaul und gipfeldürr werden. Bereits stockt aber im Westteil des Bleiki wieder ein junger Lärchenbestand, so daß wir um die Zukunft der Lärche im Bleiki nicht besorgt sein müssen. Dem Rat Kasthofers folgend, pflanzten auch die Burger von Unterseen am Westhang des Harders einen Weidewald mit Lärchen und Edelkastanien, was ihnen folgendes Lob des Oberförsters eintrug: «Unter allen Gemeinden im Schweizerischen Hochgebirge ist wohl Unterseen die einzige, die eine so einfache und doch so nützliche Verbesserung ausgeführt hat». Diese Weide ist heute ganz bewaldet, da sie vermutlich unter Steinschlag vom Harder her stark gelitten hat; Lärchen und sogar vereinzelte Edelkastanien aber finden wir noch heute.

Im oberen Bleiki wurden nebst den Lärchen auch Arven und Edelkastanien gepflanzt; hier sind die Edelkastanien jedoch spurlos verschwunden und von den Arven finden sich nur noch einige kümmerliche Exemplare.

Brückwald und Hohbühl, die untersten Teile der Harderwaldungen, befanden sich nach Aussagen Kasthofers in «elendem Zustand». Der ganze Bezirk war zum Teil «mit nutzlosen Sträuchern überzogen und so wüste, daß er als Weide nur wenig an jährlicher Pacht eintrug». Interessant sind die Bemerkungen Kasthofers über seine Absicht bei den Kulturen im Hohbühlwald: «Die Kulturen, die hier, wie die im Klein-Rugen vorgenommen wurden, sollten nicht nur einträgliche Wälder schaffen, sondern auch zur Verschönerung der vielbesuchten Gegend dienen, die

in Ermangelung anderer Industriezweige von fremden und einheimischen Lustwandlern große Vorteile gewann. Die in beiden Waldungen angelegten Wege dienen nicht bloß dem Transport des Holzes, sondern auch zum Genusse der Reisenden ... Der Hohbühlwald, der wie der Klein-Rugenwald nicht nur für den künftigen Holzgewinn, sondern in naturhistorischem Interesse und zur Verschönerung der Gegend als öffentliche Gartenanlage kultiviert worden ist, sollte dereinst aus diesem Grunde nicht in kahlen regelmäßigen Schlägen abgeholzt, sondern so ausgeplentert werden, daß jeweilen nur die abgehenden Stämme ausgehauen würden.» Wenn wir also heute glauben, unsere Generation habe die Erholungsfunktion des Waldes entdeckt, so müssen wir doch feststellen, daß schon Kasthofer anfangs des letzten Jahrhunderts ganz bewußt einen Erholungswald in Siedlungsnähe schaffen wollte. Die Pflanzungen für den Hohbühlwald wurden wie folgt geplant: Auf den mageren, felsigen Standorten sollte die Eiche gepflanzt werden; nicht um wertvolles Nutzholz zu produzieren, sondern zur Gewinnung von Brennholz und Gerbrinde. In den Buchen sollten Lärchen als «wertvolle Oberhölzer» eingebracht werden. Nebst den einheimischen Laubhölzern (Ahorn, Esche, Ulme) wurden Versuche gemacht mit Schwarzföhren und einer Menge nordamerikanischer Baumarten, wobei vor allem die Schwarzföhren und die Weymouthsföhren gutes Wachstum zeigten. Daneben wurden Saaten mit Edelkastanien in größerem Umfang vorgenommen. Die «Süße Kastanie» (Edelkastanie) wird von Kasthofer als herrlicher Baum beschrieben, der nicht nur wertvolles Holz erzeugt, sondern dem Menschen auch gute Früchte liefert. In verschiedenen Versuchen probierte er deshalb die Edelkastanie zu kultivieren, wobei er als Schutz gegen Fröste die Anlage von Schutzstreifen aus Lärche oder Buche «auf der kalten Seite» empfahl. Kasthofer hat deshalb auch an die Landleute Edelkastanienpflänzlinge verteilt, und die wenigen Exemplare alter Edelkastanien am oberen Thunersee (zum Beispiel Leißigen, Ralligen), die teilweise auch Früchte tragen, sind wahrscheinlich auf ihn zurückzuführen. Trotzdem verschiedene Baumarten, auf welche Kasthofer große Hoffnungen setzte, aus den Wäldern am Hohbühl und Kleinen Rugen verschwunden sind, dürfen wir feststellen, daß sich die Vorstellungen Kasthofers von einem Erholungswald für die Spaziergänger voll und ganz erfüllt haben:

Hohbühl und Kleiner Rugen sind zu einem großen Teil mit prächtigen Mischwäldern der verschiedenen Baumarten bestockt und mit einem Wegnetz für Wanderer bestens erschlossen. Besonders der Hohbühlwald weist eine so reichhaltige Baumartenzusammensetzung auf kleiner Fläche auf, daß gegenwärtig die Anlage eines Waldlehrpfades ernsthaft in Erwägung gezogen wird. Von den von Kasthofer eingebrachten Baumarten finden wir noch vereinzelt die Edelkastanie, die Weymouthsföhre und die Douglasie als Vertreter Nordamerikas in einigen schönen Exemplaren, häufig vertreten ist die Lärche, die nicht nur geschätztes Nutzholz liefert, sondern auch im Wechsel der Jahreszeiten im Spätherbst mit dem goldgelbleuchtenden Kleid und im Frühjahr mit dem zarten Hellgrün den Wäldern einen besonderen Reiz verleiht. Auch die Eiche und die Schwarzföhre sind noch — wenn auch wirtschaftlich unbedeutend — in Einzel- oder Truppmischung vertreten.

Der *Schmelziwald* im Lauterbrunnental wurde von Kasthofer für den Staat erworben, da «der Holzwuchs des Schmelziwaldes zu Verhütungen der Verheerungen der Lütschine bei großen Wasserfluten wichtige Dienste leisten kann». Längs der Lütschine beabsichtigte Kasthofer die Anlage eines großen Saat- und Pflanzgartens für die Nachzucht der Arve und Lärche, weil ihn die Erfahrung belehrt hatte, daß «diese Baumarten, wenn sie durch Saaten in milden Gegenden angezogen werden, an den rauhen Orten des Hochgebirges nicht leicht gedeihen». Die Weiden im Schmelzi sollten durch lichte Pflanzung von Lärchen und Arven in Weidewald umgewandelt werden. Im Jahre 1830 brachte aber bei einem Unwetter der Sausbach soviel Geschiebe und Hochwasser in die Lütschine, daß die Saaten und Pflanzungen alle überführt wurden und zugrunde gingen.

Der Vollständigkeit halber sind auch noch die verschiedenen Versuche mit fremdländischen Baumarten zu erwähnen, welche Kasthofer «im naturhistorischen Interesse und zur Erforschung der klimatischen Einflüsse» *im Schloßgraben und auf der Schloßinsel von Unterseen* vornahm, wo es ihm unter anderem mit Erfolg gelang, immergrüne Zypressen, spanische Steineichen, portugiesische Kirschbäume, Kirschlorbeer, amerikanische Eiche, Libanonzeder, Balsamtanne und roten Maulbeerbaum nachzuziehen. Die meisten dieser Bäume sind jedoch schon zu Lebzeiten Kasthofers wieder verschwunden und waren «ver-

mutlich vom seitherigen Pächter zur Feuerung benutzt worden». In einem Wochenblatt aus dem Jahre 1906 wird lediglich noch eine fremdländische Libanonzeder erwähnt, die sich beim Schloß Unterseen erhebt.

b) Der Versuchsbetrieb auf dem Abendberg

Wie wir wissen, galt Kasthofers Interesse nicht nur allein dem Wald, sondern er beschäftigte sich ebenso intensiv mit der gesamten Alpwirtschaft, da er die Lebensbedingungen für die Bergbevölkerung zu verbessern suchte. Unter anderem glaubte er auch, daß der Überbevölkerung der Täler mit einer Ansiedlung auf den günstigst gelegenen Alpen abgeholfen werden könnte. Wir stoßen deshalb auch außerhalb des Waldes, auf dem Berggut des Abendberges, auf Kasthofers Spuren.
Während seines Aufenthaltes in Unterseen erwarb Kasthofer die Alp Abendberg bei Interlaken, eine gegen Nordosten gerichtete Weide in einer Höhe von zirka 1100 Metern. Beim Kauf befand sich der Weideboden «im Zustand höchster Erschöpfung, große Bezirke waren mit Droseln, Germeren, Haide- und Vacciniengesträuch überzogen.» Kasthofer baute sich eine Hütte auf dem Abendberg; er begann die Flächen auszureuten und zu verbrennen, damit er seine Kulturversuche anlegen konnte. Anbauversuche mit Kartoffeln, Flachs, Blumenkohl und Weißen Rüben zeitigten gute Erfolge während mehreren Jahren; dagegen brachten die Getreidesaaten (Sommerweizen, Reißdinkel, Pfauengerste, Hafer etc.) ihre Körner nicht zur Reife. Kulturen der besten Futterkräuter, zu denen er Taumantel, Muttern, Romeyen und Adelgras zählte, gediehen gut; hingegen verliefen Versuche mit Esparsette und Luzerne ohne den gewünschten Erfolg. Viel versprach sich Kasthofer auch von der Einführung der Tibetanischen Ziege aus Kaschmir. Diese Ziegen sollten einerseits wenig naschhaft und dem Walde wenig schädlich sein und andrerseits nebst Milch und Fleisch eine feine Wolle geben. Auf sein Drängen hin wurde ein Trupp Kaschmirziegen auf den Abendberg gebracht; das dortige Klima schien den Ziegen jedoch nicht zu behagen. Auf Grund seiner zahlreichen Versuche auf dem Abendberg und gestützt auf übrige Beobachtungen gelangte Kasthofer zum Schluß, daß der Getreidebau den Tälern überlassen werden sollte, da das Gebirge zu rauh sei; durch einen vermehrten

Anbau von Futterkräutern sowie Kartoffeln und Flachs schien ihm eine bedeutende Ertragssteigerung jedoch möglich. Auf eigene Kosten legte Kasthofer einen Schlittweg von Interlaken nach dem Abendberg an, welcher ihm einerseits das Berggut zugänglich machte und gleichzeitig auch den Staatswald des Großen Rugen für die Holznutzung erschloß. Auf dem Berggut Abendberg hegte Kasthofer auch einige Ahornbäume (Bergahorn), da der Ahorn einerseits ein gutes Holz sowie wertvolle Laubstreue für Futter und Düngung lieferte und andrerseits aus dem Ahornsaft durch Einkochen Zucker und Branntwein gewonnen werden konnte. Heute zeugen wahrscheinlich nur noch einige wenige Ahornbäume auf dem Abendberg vom Wirken Kasthofers; wir dürfen uns jedoch füglich fragen, ob das spätere, wechselvolle Schicksal der Abendbergbesitzung als Heilanstalt und als Kurhaus in gleicher Weise verlaufen wäre, wenn nicht Kasthofer die verwilderte Weide aufgekauft, kultiviert, mit einem Weg erschlossen und ein Gebäude erstellt hätte.

Schlußbetrachtung

Mit den vorstehenden Ausführungen habe ich versucht, anhand einiger weniger Beispiele zu zeigen, wie groß die Verdienste Kasthofers für unsere Region sind. Bei der Fülle des Schaffens und der Werke von Kasthofer kann eine Schrift im vorliegenden Rahmen nur einen kleinen Bruchteil des ganzen Lebenswerkes umfassen. Kasthofer hat einerseits als Praktiker auf forst- und alpwirtschaftlichem Gebiet Großes geleistet, er hat andrerseits aber auch mit erstaunlichem Geschick einen großen Teil seiner Leistungen und Beobachtungen in einer originellen Art und Weise schriftlich fesgehalten. Auch wenn verschiedene Versuche mißlangen und Theorien sich als unrichtig erwiesen, hat er doch als Pionier die Grundlagen geschaffen, auf denen Generationen von Forstleuten ihre Arbeit aufbauen und weiterführen konnten. Im Jahre 1822 schrieb Kasthofer noch: «Der Emir Fakr-el-diu pflanzte jenseits Barut in Syrien einen Pignolenwald in der Absicht, das Klima zu verbessern. Wir sind, scheint es im vaterländischen Gebirge von der Kenntnis des höheren Zieles der Forstwirtschaft noch weiter zurück als dieser Türke war; denn zu ähnlichen Zwecken ist auf hohen Alpen seit Jahrhunderten noch kein Wald gepflanzt worden,

aber Hunderte von Wäldern, die zur Verbesserung des Klimas unserer Alpweiden dienten, sind zerstört worden.» Dazu dürfen wir feststellen, daß die Verhältnisse in dieser Beziehung wesentlich gebessert haben, ist doch heute die Bedeutung der Schutzfunktionen des Waldes Allgemeingut geworden und sind seit Kasthofer unsere Gebirgswälder zu einem großen Teil gehegt und im Gebirge Millionen von Waldbäumen angepflanzt worden.
Es herrscht heute auch vielfach die Meinung, der relativ gute Zustand der Staatswälder um Interlaken sei darauf zurückzuführen, daß diese Wälder ehemals im Besitze des Klosters waren. Aus den vorstehenden Ausführungen geht hervor, daß diese Wälder im 18. Jahrhundert stark ausgebeutet worden waren; der heutige gute Waldzustand gründet sich auf die Bewirtschaftung, mit der Kasthofer zielbewußt begonnen hat. Wenn auch die Zahl der einzelnen Bäume, die unter der Anleitung Kasthofers gepflanzt wurden, im Laufe der Jahre immer kleiner wird, so bleiben doch die schönen Wälder unserer Region unvergängliche Zeugen vom segensvollen Wirken Karl Albrecht Kasthofers, denn Bäume vergehen, aber der Wald bleibt bestehen!

Der Gedenkstein, den der gemeinnützige Verein in Interlaken im Jahre 1868 dem Andenken Kasthofers errichten ließ, ist deshalb sicher wohlverdient als Zeichen für den großen Dank und Respekt, den wir dem Pionier und Menschen Karl Albrecht Kasthofer schuldig sind.

Rolf Streuli

Johann Jakob Guggenbühl und die Kretinenheilanstalt auf dem Abendberg bei Interlaken

Vorgeschichte

Johann Jakob Guggenbühl kam am 13. August 1816 in Meilen am Zürichsee zur Welt. Sein Vater war ein widerwärtiger, charakterunverträglicher Bauer, von dem sich seine Mutter scheiden ließ; das zu jener Zeit siebenjährige Kind überließ sie ihm. Die ersten Schuljahre verbrachte Johann Jakob in Meilen; später versetzte man ihn zu den Großeltern nach Wädenswil, wo er die Realschule besuchte und Privatstunden in Latein erhielt, ein Umstand, der ihm ermöglichte, am 9. April 1832 als noch nicht ganz Sechzehnjähriger nach einer Aufnahmeprüfung in Zürich in das «medizinische Institut» einzutreten. 1833 durfte Guggenbühl ohne Prüfung an die in diesem Jahr eröffnete Universität übertreten, wo er bis 1836 studierte. Anschließend siedelte er an die neugegründete (1) Hochschule in Bern über und legte hier am 6. Juni 1836 unter dem Dekanat des Anatomieprofessors Demme das medizinische Schlußexamen ab. Er war an der Universität Bern der erste Mediziner, welcher mit dem Doktorat abschloß.

Den eigentlichen Anstoß zur Beschäftigung mit dem Problem des Kretinismus gab Guggenbühl im Sommer 1836, also noch während seiner Studienzeit, die Begegnung mit einem Kretinen bei Seedorf, einer Ortschaft am oberen Ende des Vierwaldstättersees. Dieses Erlebnis hatte ihn sehr beeindruckt und er schrieb später darüber: «Der Anblick des zwergartig-verkrüppelten und stupid-häßlich aussehenden Menschen, der vor einem Kruzifix ein «Unser Vater» stammelte, schwebte noch lange Zeit hernach vor meiner Seele. Als ich ihm in eine benachbarte Hütte zu seiner Mutter folgte, erzählte mir diese, daß sie ihm in den ersten Lebensjahren mit ziemlicher Leichtigkeit das Gebet gelehrt hat,

welches er nun regelmäßig immer um die gleiche Zeit dahin zu verrichten gehe, wie immer nur die Witterung sei, daß sie jedoch ihrer großen Armut wegen ihm keine weitere Hilfe und Aufmerksamkeit schenken konnte, und er somit von Jahr zu Jahr immer mehr versank und keinerlei weitere Fortschritte mehr machte.» (2)

Was verstehen wir heute unter «Kretinismus»?

Die heutige Lehre nimmt an, daß die fötale Schilddrüse schon vom 3. bis 4. Schwangerschaftsmonat an Hormone zu produzieren beginnt, die vor allem in den letzten Wochen vor der Geburt für die Hirnentwicklung unentbehrlich sind und nicht vollständig durch mütterliche Hormone ersetzt werden können; denn es ist bekannt, daß das Schilddrüsenhormon Thyroxin nur in sehr kleinen Mengen die Plazenta zu passieren vermag (3). Wenn die Jodzufuhr mit der Nahrung ungenügend ist und die mütterliche Schilddrüse unter Jodmangel leidet, nimmt diese eine Vorrangstellung ein und sammelt alles erhältliche Jod auf Kosten des noch ungeborenen Kindes an (4).
Der Jodmangel während der Schwangerschaft führt zu einer Schilddrüsenunterfunktion sowohl bei der Mutter wie auch beim Fötus, wodurch dessen Hirn irreparabel geschädigt wird. Dieses Krankheitsbild tritt gehäuft in Jodmangel-Kropfgebieten auf und wird deshalb *endemischer* Kretinismus genannt. Wir finden bei den Familienangehörigen derartiger Kretinen häufig Zeichen von Jodmangel, zum Beispiel den Jodmangelkropf.
Kretine Kinder sind kleinwüchsig und psychisch retardiert. Sehr früh nach der Geburt fallen folgende Symptome auf: Trinkfaulheit; große, plumpe Zunge; Nabelbruch; dicke, trockene, gelbliche Haut; abgeschwächte Sehnenreflexe; nach vorne gerichtete Nasenlöcher; struppiges, meist dunkles Haar; heisere, tiefe Stimme; chronische Stuhlverstopfung. Die ganze Entwicklung des Kindes geht verlangsamt vor sich, die Knochenreifung bleibt zurück, die Zahnung ist verspätet. Die Kinder sind auffallend träge und schlafen viel. Später wird dann der Intelligenzdefekt deutlich erkennbar. Beim endemischen Kretinismus besteht häufig ein Kropf; ein praktisch obligates Symptom ist ferner die Innenohrschwerhörigkeit.

Die Behandlung erfolgt mit Schilddrüsenhormon, das in Tablettenform gegeben werden kann. Die Resultate sind aber bescheiden, da sich der Intelligenzdefekt nicht mehr rückgängig machen läßt.
Heute kommt der endemische Kretinismus kaum mehr vor, da in unserem Lande dank der Jodierung des Kochsalzes für eine genügende Jodzufuhr gesorgt ist. Im letzten Jahrhundert aber, als man die Ursache dieser Krankheit noch nicht kannte, waren in gewissen Gebieten, vor allem in den Alpentälern, große Teile der Bevölkerung vom Kretinismus befallen, er war eine eigentliche Volksplage.
Inzwischen weiß man, warum vorwiegend die Alpentäler vom Kretinismus betroffen waren. Die Verbreitung des endemischen Kropfes und des Kretinismus in der Schweiz und in andern Ländern und Kontinenten entspricht nämlich genau den Zonen der Vereisung in der Quartärzeit (5). Der Geochemiker Goldschmidt wies nach, daß in Gegenden, die in der Eiszeit vereist waren, das Trinkwasser jodarm ist. Ohne diese Tatsachen zu kennen und ohne sich des Zusammenhanges zwischen Jodmangel und Kretinismus bewußt zu sein, haben schon im letzten Jahrhundert viele Walliser folgerichtig gehandelt und ihre schwangeren Frauen, die vorher bereits ein kretines Kind geboren hatten, auf die Alpen gebracht, das heißt auf eine Höhe, die während der Eiszeit nicht vergletschert war und wo das Wasser einen normalen Jodgehalt aufwies. Diese Frauen haben denn auch stets normale Kinder geboren.

Gründung und Betrieb der Anstalt auf dem Abendberg

Nun zurück zu Johann Jakob Guggenbühl, der durch sein Interesse am Schicksal der Kretinen schon als Student mit den Schriften I. P. V. Troxlers (6) über den Kretinismus in Berührung kam. Bald lernte er diesen persönlich kennen und begann mit ihm zu korrespondieren. Nach bestandenem Examen zog Guggenbühl nach Wasserfluh, einem Dorf im Kanton St. Gallen, um den Kretinismus zu erforschen. Im Sommer 1838 siedelte er nach Matt, einem Dorf im Sernftal im Kanton Glarus über, wo er eine Praxis eröffnete. Das Dorf war sehr reich an Kretinen. Guggenbühl widmete sich weiterhin eifrig der Erforschung dieses Leidens, worin er durch Troxler und auch durch Emanuel von Fellenberg (7), den er durch Troxler kennengelernt hatte, in einem regen Briefwechsel unterstützt wurde. Guggenbühl teilte von Fellen-

bergs Ansicht, daß es an der Zeit wäre, den praktischen Versuch einer Anstaltsbehandlung von Kretinen durchzuführen. Im Jahre 1840 erschien in Maltens Bibliothek der neuesten Weltkunde eine Abhandlung von Guggenbühl mit dem Titel «Hülfsruf aus den Alpen, zur Bekämpfung des schrecklichen Cretinismus» (8). Hier stellte er seine Beobachtungen über den Kretinismus dar und zog daraus prophylaktische und therapeutische Schlüsse. Zum Verständnis von Guggenbühls weiteren Plänen sind die folgenden Sätze besonders wichtig: «Aber auch wo Cretinismus angeboren ist, gibt es ein sicheres Heilmittel innert einem bestimmten Termin des Leidens ... So stehen auch hier neben den Tälern die Hochgebirge, wo der Mensch sich körperlich und geistig so herrlich entwickelt. Das souveräne Mittel ist nun, daß man die Kinder in eine Höhe bringe, die wenigstens 3000 Fuß über Meer (9) betragen muß. Im Wallis war dies schon längst und durch hunderte von Beobachtungen bestätigt ... Aber nur innert den zwei ersten Jahren hilft es beim angeborenen Cretinismus, später ist der Erfolg sehr ungewiß, wie mir spezielle Beispiele zeigten. Wo die Frauen schon Cretinen geboren haben und das unglückliche Ereignis wieder zu befürchten steht, müssen dieselben schon während der Schwangerschaft auf die Alpen gebracht werden, wie die Herren von Sitten tun.» (10). Deshalb rief Guggenbühl alle Menschenfreunde auf, die Kräfte zu vereinigen, um eine Kretinenkolonie zu schaffen. «Am besten wäre es, eine Sennerei auf den Alpen einzurichten, wo noch die köstliche Milch so heilsam sich zeigt. Geeignetes Wartepersonal und mehr Schutz als gewöhnlich gegen die Witterungseinflüsse wären die einfachen Bedingungen, um für den Sommer dort zu weilen, wo schon viel für die Heilung getan werden könnte!» (11)

Guggenbühl faßte jetzt den festen Entschluß, seine Pläne in die Tat umzusetzen. Die erste Persönlichkeit, welche ihm dazu Hilfe anbot, war E. von Fellenberg; er lud ihn im Winter 1840 ein, als Anstaltsarzt und Lehrer für Naturgeschichte und Chemie nach Hofwil zu kommen. Guggenbühl ließ sich diese Gelegenheit, mit der Verwaltung einer Anstalt und mit praktischer Pädagogik vertraut zu werden, nicht entgehen und zog im April 1840 nach Hofwil, obwohl die Bevölkerung von Matt ihn mit allen Mitteln zurückzuhalten versuchte.

Emanuel von Fellenberg führte Guggenbühl bei der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft (12) ein, die für seine Pläne lebhaftes

Interesse bekundete und ihm Unterstützung versprach. Dasselbe gedachte auch die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft (13) zu tun, auf deren Traktandenliste die Kretinenangelegenheit von nun an während nahezu 20 Jahren stand.

An einer ihrer Versammlungen in Freiburg wurde Albrecht Karl Ludwig Kasthofer, Regierungsrat des Kantons Bern, als Eigentümer des Abendberges bei Interlaken auf die Anstaltspläne aufmerksam. Er hatte dort seit 15 Jahren zu beweisen versucht, daß in dieser Höhenlage die meisten Kulturpflanzen noch gut gedeihen. Guggenbühl gelang es im Frühling 1840, die Besitzung zu kaufen. Im Herbst begann er mit den Vorbereitungen für die Einrichtung seiner Anstalt. Am 1. Oktober 1840 schrieb er an Troxler: «Letzte Tage wandte ich mich an den Regierungsrath von Bern um eine Unterstützung für das Unternehmen auf dem Abendberge, und fand guten Anklang, so daß ich eines guten Erfolges fast gewiß bin. Dasselbe gedenke ich nun mit Luzern, Wallis und Aargau einzuhalten.» (14)

Das folgende Zitat stammt aus der Bittschrift, welche Guggenbühl an die Regierung des Kantons Luzern sandte: «Unterzeichneter giebt sich hiemit die Ehre einer hoh. Behörde anzuzeigen, daß die vaterländische Rettungsanstalt für Cretinen auf dem Abendberg mit künftigem Frühjahre eröffnet wird, und den sämtlichen Kantonen welche von dem Übel heimgesucht sind, zur Benutzung offen steht. Es werden Kinder von der Geburt an, wo die cretinische Anlage, wie öfters, erkennbar ist, bis zum sechsten Lebensjahre aufgenommen, als dem Termin innert welchem nach den bisherigen Erfahrungen die Entartung gehoben werden kann ... Die Geschichte der Taubstummenanstalten zeigt indeß, daß anfangs große Vorurtheile unter dem Volke gegen die Bestrebung des Abbés de l'Epée (15) dieses wahrhaft christlichen Priesters, herrschten, die ohne Zweifel auch gegen diese Anstalt sich erhöben, wenn nicht von vornherein die hoh. Regierungen das Werk unterstützten. Daher erlaube ich mir, Sie, hohe Herren, mit der ergebensten Bitte anzugehen, daß die Eröffnung der Anstalt auch im Kanton Luzern, wo nach den statistischen Forschungen in mehreren Dörfern der Cretinismus bedeutende Opfer zählt, durch die betreffenden tit. Behörden bekannt gemacht und zur Theilnahme aufgemuntert werden möchte. Bereits hat auch der Bernische Regierungsrath die Anstalt mit einem Geldbeitrage für die erste Einrichtung bedacht.» (16)

Durch Bittschriften an kantonale Regierungen, Zeitungsartikel und persönliche Werbung erhielt Guggenbühl genügend Mittel, um seine Anstalt auf dem Abendberg anfangs Mai 1841 offiziell eröffnen zu können.

Die Einrichtung des Hauses war zu Beginn noch sehr einfach. Guggenbühl selbst bewohnte zwei kleine Zimmer; im einen stand ein Schreibtisch, ein Bücher- und ein Apothekerschrank (Abbildung 1), im andern sein Bett, ein Tisch und ein Sofa für allfällige Besucher. Von Anfang an war Platz für 18 Kinder vorhanden. Aufnahmen erfolgten nach und nach nur noch im Frühling, da eine physische Abhärtung während des Sommers zum unbeschadeten Überstehen des Winters unentbehrlich war.

Es galt folgende Hausordnung:

6 Uhr (im Winter 7 Uhr): Aufstehen der Kinder.

8 Uhr: Frühstück, bestehend aus Ziegenmilch, etwas mehr als 1 Schoppen, mit Weißbrot.

Nachher bis 10 Uhr: Tummeln im Freien oder Spiele im Saal.

10 bis 12 Uhr: Unterricht.

12 Uhr: Mittagessen: Milch, mit Reis gekocht, oder Fleischbrühe, Gemüse (besonders gelbe und weiße Rüben), Kalb-, Rind- oder Schaffleisch, weich gekocht und ganz klein zerhackt, 2 Teller pro Kind.

2 Uhr: Alpenkräutertee mit Milch, Butter oder Obst.

Bis 3 Uhr: Spiele.

3 bis 5 Uhr: Unterricht.

Zum Abendbrot: Milchsuppe, Fleischsuppe, zuweilen Eiersuppe oder Alpenkräutertee.

Die Unterrichtsstunden umfaßten folgende Fächer: Religion, Sprache, Rechnen, Lesen, Schreiben und Handarbeiten. Guggenbühl bemühte sich jedoch, nicht nur Schulwissen zu vermitteln, sondern auch die Formung des Charakters zu fördern. Hauptaufgabe in psychischer Hinsicht schien ihm die Erziehung des Willens zum Guten. Wahrhaft glücklich überhaupt seien nur diejenigen Menschen, welche nicht bloß das Gute wissen, sondern es auch tun. Stärkung der Willenskraft zu Taten der Menschenliebe und Bildung des sittlichen Charakters seien daher überhaupt Erfordernisse der Zeit . . .

Die Gewöhnung an Ordnung ergebe sich bei den meisten Zöglingen schon durch die fixe Regel des Hauses und das Beispiel der übrigen, deren eines auf das andere anregend wirke (17).
Von 1842 bis 1847 bestritten zwei Lehrer den Unterricht. Der eine war ein junger Taubstummenlehrer namens C. Trümpler und der andere ein Schwabe namens Jakob Heinrich Helferich, der 1847 eine Arbeit mit dem Titel «Pädagogische Auffassung des Seelenlebens der Kretinen als Kriterium für deren Perfektibilität» veröffentlichte (18). Anschließend wirkten bis 1863 in chronologischer Aufzählung die folgenden Erzieherinnen und Erzieher auf dem Abendberg: Brüder Blumer; 1848 bis 1850 Emilie Elisabeth Klarer von Teufen; 1852 zwei Lehrerinnen, deren Namen unbekannt sind; 1858 bis 1863 Ursula Berger von Zürich, eine Verwandte von Guggenbühl; 1860 bis 1863 Niklaus Schafflützel von Kappel. Die Anstalt wurde regelmäßig vom Schulkommissär in Interlaken besucht (19).
Der Hauptakzent des eigentlichen Schulunterrichts lag in den Wintermonaten, da im Sommer der Aufenthalt an der Freiluft, welchen Guggenbühl als für die Therapie unerläßlich betrachtete, ganz im Vordergrund stand. Außerdem wurde die Schule im Sommer häufig durch Besuche von Neugierigen, Wohltätern und Experten gestört. Dazu erzählte Guggenbühl am 23. August 1844 in einem Brief an Troxler:

«Wir hatten einen äußerst bewegten Sommer durch die zahlreichen Besuche von Ärzten, Naturforschern und fürstlichen Personen aus allen Ländern . . .». Die Pflege der Kinder besorgten Krankenschwestern und zwar von 1844 bis kurz vor 1857 Diakonissen aus Echallens (das Mutterhaus wurde später nach St. Loup verlegt); Hilfskräfte unterstützten sie.
Der landwirtschaftliche Betrieb, der zur Anstalt gehörte, umfaßte im Jahre 1843 den folgenden Viehbestand: zwölf Ziegen, vier Kühe, zwei Esel als Lasttiere und ein Pferd. Er vergrößerte sich allmählich und zählte schließlich im Jahre 1863 fünf Kühe, ein Fleischrind, ein Stier, zwei Kälber, ein Saugkalb, drei Schweine, fünfzehn Ziegen, vier Schafe, ein Maulesel und fünfzehn Hühner. Dafür standen drei Weiden, eine Alp, eine Waldparzelle, drei Scheunen und zwei Sennhütten zur Verfügung. Die Verwaltung der Anstaltsökonomie besorgte Guggenbühls Stiefvater, der frühere Metzger und Wirt Konrad Schenk. Ihm

war Guggenbühl sehr verbunden, da er mitgeholfen hatte, sein Medizinstudium zu finanzieren.
Am 11. Januar 1842 äußerte Guggenbühl zum ersten Mal die Absicht, das Haus zu erweitern: «Wir sind nun eben beschäftigt, Holz und Steine zuzuschleppen, um die Anstalt auf den Sommer zu vergrößern.» (20). 1843 waren die Ausbauarbeiten vollendet. Die Anstalt bot nun 40 bis 50 Kindern Platz.
Wie wurde das Unternehmen eigentlich finanziert? Guggenbühl schreibt dazu folgendes: «Die Regierung von Bern hat zweimahl, das eine Mahl 600 das andere 300 Franken gegeben, die frühere Regierung von Waadt gab 100 Franken, und Freyburg zahlt für einen Zögling 250 Franken jährlich. Nebstdem erhält sich die Anstalt hauptsächlich

1. Durch die Land- und Alpenwirthschaft, welche hier von Jahr zu Jahr bedeutender getrieben wird.
2. Durch Beiträge edler Menschenfreunde für die armen Kinder. Eine traurige Bemerkung ist die, daß die Schweiz beinahe nichts thut, während das Ausland fortwährend thätig ist.
3. Durch die Vergütungen, welche Eltern vermöglicher Kinder der Anstalt gewähren.» (21)

Ende der vierziger Jahre wurde ein weiterer großer gemauerter Bau südlich an das Haus angeschlosssen, der eine Abteilung für unheilbare Kretine erhalten sollte. Die Anstalt war nun folgendermaßen gegliedert:

1. Eine Abteilung für Säuglinge mit günstiger Prognose.
2. Eine Abteilung für Kinder vom 1. bis 7. Jahre und zwar
   «a) für die, welche etwas sprechen können;
   b) für die Stummen, wo die Patomimik zunächst zu Hilfe genommen werden muß;
   c) für die mit Krämpfen behafteten;
   d) für die psychisch Aufgeregten.»
3. Eine Abteilung «für die einfach Blödsinnigen, ohne körperliche Krankheit, die zwar mehr Gegenstand rein pädagogischer Behandlung sind, dennoch aber ganz zweckmäßig in der Cretinen-Heilanstalt untergebracht werden . . .»
4. Eine Pflege- und Bewahranstalt für unheilbare Cretine.

5. Eine Verpflegungs- und Entbindungsabteilung «für solche Frauen, die schon Cretinen geboren haben, oder wo das Übel in der Familienanlage begründet ist, bildet daher einen wünschenswerten Bestandteil der Cretinenkolonie.»

«Da auf dem Abendberg Kinder aller Nationen aufgenommen werden, so hat man sie in eine deutsche, französische und englische Familie abgeteilt, deren jede in ihrer Muttersprache unterrichtet wird (22).»
Nebst der Kretinenheilanstalt hatte Guggenbühl einen weiteren lange gehegten Plan in Tat umgesetzt, nämlich aus Därligen am Thunersee ein prophylaktisches Musterdorf zu machen. Er schrieb dazu am 20. März 1851 an Troxler: «Der Cretinismus ist unter den 80 Familien beträchtlich zu Hause, und ein Versuch im Großen etwas zu thun von hohem Interesse. Die englische Traktatgesellschaft ist in die Idee eingegangen und hat bereits sehr geeignete Volksschriften der Schule übersandt; für 2 Jahre sind der ganzen Population Sämereien für Cultur gesunder und nahrhafter Vegetabilien angekauft, und mehreres wird noch geschehen.» Am 11. August 1851 schrieb er weiter dazu: «Wir haben damit angefangen, die Nahrungsmittel zu vervielfältigen und gute Volksschriften in Schule und Haus einzuführen. Jodhaltiges Kochsalz (23), Ventilation, Baden und Waschen sollen nebst einer Kleinkinderschule in der Folge daran geknüpft werden.»
Doch zurück zum Abendberg. 1856 wurde eine Werkstatt zum Erlernen verschiedener Berufe für die Kretinen eröffnet, und im Jahre 1858 ein weiterer gemauerter Anbau nach Westen mit 14 Einzelzimmern und einer ganz einfach gehaltenen Hauskapelle (Abbildung 2) als Abschluß gegen den Berg hin errichtet.
Den wichtigsten Platz in der Behandlung des Kretinismus nahm auf dem Abendberg ein ganzer Katalog von diätetischen Vorschriften und unspezifischen Reizmitteln ein. Zum Beispiel: Milchkuren, im Sommer vor allem mit Ziegenmilch, viel Rind-, Kalb- und Schaffleisch; Kräutersäfte mit Huflattich, Tausendgüldenkraut, Löwenzahn und anderem; Lebertran, Eisenpräparate, Phosphoräther. Sonnenwarme Sandbäder seien besonders günstig bei Lähmungen. Guggenbühl beschreibt auch einen Apparat, mit dem Elektrizität in Bäder eingeleitet werden konnte; er wurde ebenfalls bei Lähmungen angewandt. Daneben kamen viele Turngeräte wie Reck, Barren, Kletterstangen, schwebende Leiter

Abbildung 1

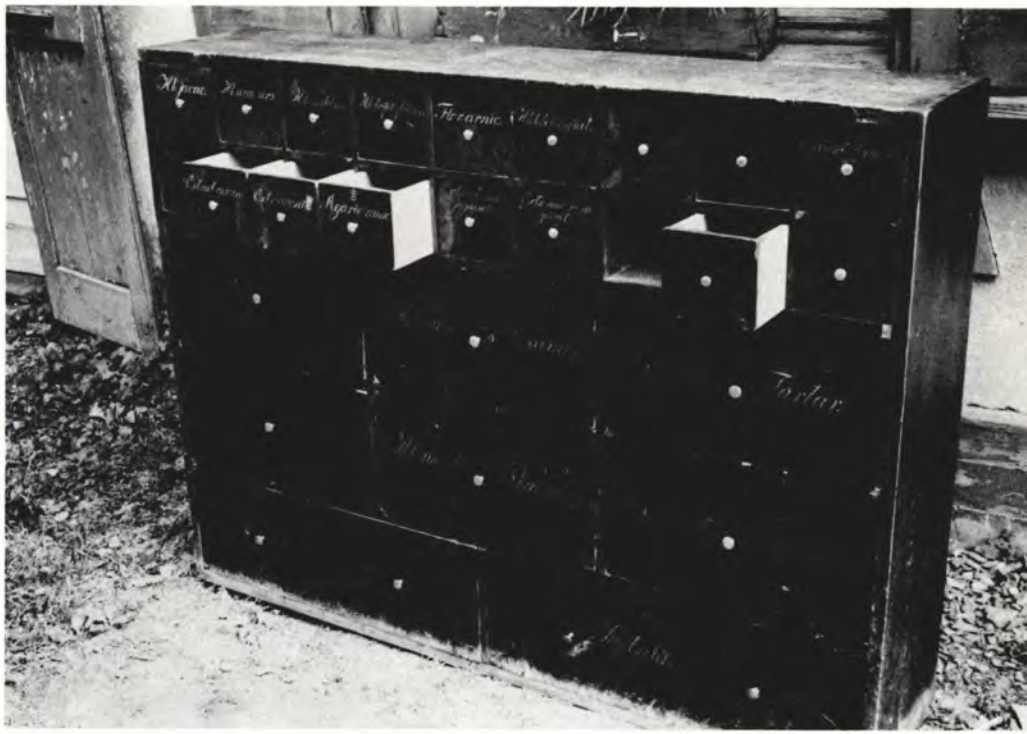


Abbildung 2

C. Wittmann, gravi

Lithogr. v. C. Durheim in Bern

usw. zur Anwendung. Guggenbühl betrieb also mit den Kindern auf dem Abendberg bereits das, was wir heute Physiotherapie nennen!

Anerkennung und Vorwürfe

Schon bald nach ihrer Eröffnung kannte man die Anstalt auf dem Abendberg in ganz Europa. Sie wurde zum Reiseziel vieler Fürsten, Wissenschafter und Regierungsabgeordneter. Guggenbühl selber wurde von mehreren berühmten medizinischen Gesellschaften unseres Kontinentes zum Ehrenmitglied ernannt. Der Abendberg diente auch einigen Kretinenanstalten in anderen Ländern als Vorbild. Guggenbühls Bestrebungen wurden allerdings nicht überall anerkannt. Der Gründer der ersten Kretinenanstalt mußte allmählich sich mehrende Angriffe über sich ergehen lassen.
Kollegen aus Bern warfen ihm vor allem vor, daß er keine Krankengeschichten über seine Patienten führte und deshalb die von ihm behaupteten Heilungserfolge nicht kontrollierbar waren. Man stritt ihm auch die Berechtigung ab, sein Werk Kretinenheilanstalt zu nennen, da die Mehrzahl der Insassen keine Kretinen seien und er keinen echten Kretinen je geheilt habe.
Diese Vorwürfe führten schließlich zum Ausschluß Guggenbühls aus der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft.

Die Tätigkeit Guggenbühls auf dem Abendberg aus heutiger Sicht (Versuch einer Ehrenrettung)

Johann Jakob Guggenbühl war ein Idealist, der sich die Heilung von Kretinen zur Lebensaufgabe gemacht hat. Diese konnte ihm jedoch sowenig gelingen wie den heutigen Ärzten. Da in der Mitte des letzten Jahrhunderts der Begriff des Kretinismus schlecht definiert war, beherbergte die Anstalt auf dem Abendberg auch Kinder mit anderen Gebrechen, wie Rachitis, Mongolismus und Wasserkopf, die von vielen Ärzten damals ebenfalls dem Kretinismus zugerechnet wurden. Ihnen hat Guggenbühl auf dem Abendberg sicher wesentlich geholfen; rachitische Kinder hat er möglicherweise mit Milchkuren, Lebertran und Sonnenbäder sogar heilen können. Er wurde jedenfalls zu einem

◁ J. J. Guggenbühl im Kreise seiner Pflegerinnen und Patienten

Begründer der Schwachsinnigenfürsorge in der Schweiz und in Europa. Durch eine gewisse Eitelkeit und die Mißachtung einfachster Regeln der Wissenschaftlichkeit lieferte er leider seinen zahlreichen Feinden die zugkräftigsten Argumente selber.

Das Ende der Anstalt

Am 2. Februar 1863 starb J. J. Guggenbühl nach kurzer Krankheit. Entgegen seinem letzten Willen wurde die Anstalt nicht weitergeführt; denn die Herrnhuter Brüdergemeinde (24), welche er im Testament als Erbin eingesetzt hatte, schlug die Erbschaft aus. Ende März 1863 schickte man die letzten Zöglinge heim und im Juni 1864 kauft ein Hotelier die Häuser, um dort eine Pension einzurichten.

Im Jahre 1918 ging die Besitzung als Schenkung an das Bezirksspital Interlaken über mit der Auflage, das Haus als Erholungsheim für Rekonvaleszente, Blutarme und Nervenleidende zu verwenden. Der Betrieb erwies sich jedoch als dermaßen unrentabel, daß der Abendberg im Jahre 1925 zum Verkauf ausgeschrieben werden mußte. Erst 1931 fand sich ein Käufer. Das Haus diente nun wieder als Hotel und Wirtschaft. Es wechselte häufig die Hand und zwar bis 1942, als das Alters- und Erholungsheim «Abendruh» Interlaken die Liegenschaft erwarb und hier einen Filialbetrieb mit Hotel eröffnete.

Im Jahre 1964 sah sich aber auch diese Institution gezwungen, den Abendberg zu veräußern. Die neuen Besitzer, Herr und Frau Hege, unterhalten jetzt dort oben ein Ferienheim mit Landwirtschaftsbetrieb (25).

Seit Guggenbühls Zeiten nahm man am Haus einige bauliche Veränderungen vor, die jedoch vorwiegend das Innere des Gebäudes betrafen. Vergleiche mit zeitgenössischen Darstellungen zeigen, daß die Fassade praktisch unverändert geblieben ist.

Von Guggenbühls Inventar sind noch zwei große Apothekerschränke (der eine ist in Abbildung 1 zu sehen), ein eisernes Lochbett für inkontinente Kinder und mehrere kleine Gegenstände vorhanden. Die Familie Hege hat diese Erinnerungsstücke in einem «Guggenbühl-Zimmer» ausgestellt, wo sie jedermann zugänglich sind. Ihre Bemühungen, ein interessantes Stück Zeitgeschichte der Nachwelt zu erhalten, verdienen Dank und Anerkennung.

Anmerkungen

1) 14. November 1836

2) Guggenbühl J. J., Die Heilung und Verhütung des Cretinismus und ihre neuesten Fortschritte. Mittheilungen an die schweizerische naturforschende Gesellschaft. Bern und St. Gallen 1853, S. 11—12.

3) Fanconi G., Wallgren A. (Hersg.), Lehrbuch der Paediatrie. 8. Auflage. Basel, Stuttgart 1967, S. 337.

4) Beeson Paul B., Mc Dermott Wals (Hersg.), Cecil-Loeb, Textbook of Medicine, 12. Auflage. Philadelphia 1968, S. 1297.

5) Merke F., Weitere Belege für die Eiszeit als primordiale Ursache des endemischen Kropfes: Eiszeit und Kropf im Wallis. Schweiz. med. Wschr., 97, 131—140, 1967.

6) Troxler Ignaz Paul Vital: * Beromünster 17. 8. 1780, † Aarau 6. 3. 1866. Schweizer Philosoph, Arzt und radikaler Politiker. Ging in seinem philosophischen Denken von der Naturphilosophie F. W. Schellings aus, die er durch einen romantischen Panvitalismus zu überwinden versuchte. (Schweizer Lexikon, Zürich 1948).

7) Von Fellenberg Philipp Emanuel: * Bern 15. 6. 1771, † Hofwil 21. 11. 1844. Sozialpädagoge und Politiker. Gründete, angeregt durch Pestalozzi, Kant und Fichte, 1799 unter dem Namen Hofwil einen landwirtschaftlichen Musterbetrieb, dem er verschiedene Erziehungsanstalten angliederte: höheres landwirtschaftliches Institut, Armenschule, Erziehungsinstitut für höhere Stände (mit Gymnasium), Realschule, Mädcheninstitut, Kleinkinderschule, Lehrerbildungskurse. (Schweizer Lexikon, Zürich 1948).

8) Guggenbühl J. J., Hülfsruf aus den Alpen, zur Bekämpfung des schrecklichen Cretinismus. Bibliothek der Neuesten Weltkunde von Dr. H. Mr. Malten. Erster Band. Aarau 1840.

9) = 1000 m über Meer (1 Schweizer Fuß = 0,3 m)

10) Guggenbühl J. J., Hülfsruf aus den Alpen . . ., S. 200.

11) Ebd., S. 200.

12) 1810 gegründet als Gesellschaft von Menschenfreunden, die sich die Hilfe zur Pflicht machten. Aus dieser Gesellschaft sind unter anderem «Pro Juventute» und «Für das Alter» hervorgegangen. (Schweizer Lexikon, Zürich 1948).

13) 1815 gegründet. Heißt heute Schweizerische Akademie der Naturwissenschaften. An den Jahresversammlungen werden in Hauptvorträgen und Sektionsmitteilungen wissenschaftliche Fragen behandelt. (Schweizer Lexikon, Zürich 1948).

14) Brief Guggenbühls an Troxler: Hofwil, 1. 10. 1840. Die Briefe, welche Guggenbühl an Troxler geschrieben hat, werden in der Zentralbibliothek Luzern (111 Briefe) und in der Universitätsbibliothek Basel (7 Briefe) aufbewahrt. Die Antwortschreiben Troxlers sind nicht mehr auffindbar.

15) Abbé de l'Epée Charles Michel: * Versailles 15. 11. 1712, † Paris 23. 12. 1789. Begründer des Taubstummenunterrichts in Frankreich nach der Gebärdensprache. Gründete 1770 die erste Taubstummenanstalt. (Brockhaus Enzyklopädie, Wiesbaden 1972).

16) Guggenbühl: Hofwil, 18. 2. 1841.

17) Alther Karl, Geschichte der Schwachsinnigenfürsorge in der Schweiz, herausgegeben vom Vorstand der Schweizerischen Gesellschaft für Erziehung und Pflege Schwachsinniger. Glarus, 1923. S. 40—44.

18) Erschienen bei Chr. Fischer, Bern, 1847.

19) Guggenbühl an Troxler: Abendberg, 12. 11. 1842.

20) Guggenbühl an Troxler: Abendberg, 11. 1. 1842.

21) Guggenbühl an Troxler: Abendberg, 2. 8. 1845.

22) Guggenbühl J. J., Die Heilung und Verhütung . . ., S. 82—83.

23) Der Zusammenhang zwischen Jodmangel und Kretinismus war zu jener Zeit noch nicht bekannt. Es bestanden lediglich einige Vermutungen in dieser Richtung.

24) Herrnhuter Brüdergemeinde: Kirchliche Gemeinschaft pietistischen Gepräges. 1727 gegründet durch Graf Zinzendorf; wurde bald zu einer selbständigen kleinen Kirche. Die Brüdergemeinde unterhält Erziehungsanstalten und fördert den Missionsgedanken. (Schweizer Lexikon, Zürich 1948).

25) Nach mündlichen Angaben der jetzigen Besitzer, Familie Hege. Die Dokumente sind im Archiv des Bezirksspitals Interlaken aufbewahrt.

Georg Thürer

Heinrich von Kleist auf der Delosea-Insel bei Thun

1802

Als Heinrich von Kleist im Dezember 1801 in die Schweiz reiste, um dort «ein grünes Häuschen zu kaufen» und ein Bauer zu werden, stand er im Banne des von Rousseau sowie Haller und Herder mitgeprägten Bildes der Schweiz, wo die Natur ursprünglich und auch der Mensch unverdorben und frei sei. Dort wollte der innerlich zerrissene Mensch in der Stille des Landlebens und angesichts erhabener Natur zur Ruhe kommen, deren er so dringend bedurfte. Schon an seinem Familienerbe trug der 1777 in Frankfurt an der Oder geborene Offizierssohn nicht leicht. Sein adeliges Geschlecht stellte eine stattliche Reihe hoher Offiziere, aber auch der poetische Einschlag fehlte nicht. Straffer Dienst und schwebende, schwingende Empfindung stritten um die Seele des Jünglings, der mit fünfzehn Jahren als Fähnrich bei der Garde eintrat, sich dann in Studien stürzte, die diplomatische Laufbahn erwog, sich in die Erkenntnislehre Kants vertiefte und an der Möglichkeit wirklicher Erkenntnis zu zweifeln begann, was alles seiner übersteigerten Hingabe an die Wissenschaft den Boden zu entziehen drohte. «Selbst die Säule, an welcher ich mich sonst im Strudel des Lebens hielt, wankt — ich meine die Liebe zu den Wissenschaften», schrieb er seiner Stiefschwester Ulrike am 5. Februar 1801, und seiner Braut Wilhelmine von Zenge: «Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaftig Wahrheit ist oder ob es uns nur so scheint.» So erfaßte ihn «Ekel vor allem, was Wissen heißt.» Mehr noch, von einer Reise, welche er mit Ulrike durch Deutschland und Frankreich unternahm, schrieb er: «Bald an diesen, bald an jenen Ort treibt mich das wilde Geschick, indes ich kein innigeres Bedürfnis habe als Ruhe — oh, es ist ekelhaft zu leben.» Der Aufenthalt in Paris beruhigte diese erregte Seele nicht. Er fand, die

Pariser, «diese Affen der Vernunft», seien reif zum Untergang. Angewidert kehrte er dem ganzen Treiben der Weltstadt den Rücken, um in den Schweizer Bergen im Schoße unverfälschter Natur neu zu beginnen. Als die Braut dieses Abenteuer nicht mit ihm teilen wollte, opferte er auch sein Verlöbnis seinem neuen Lebensplan.

War es nun Ironie oder Fügung, daß der Jüngling ausgerechnet im Lande der Hirten erstmals in literarische Kreise eintrat? Es war in Bern allerdings ein Magdeburger, der sechs Jahre ältere Heinrich Zschokke, der sich als Dramatiker, Lehrer und Erzieher schon früh einen Namen gemacht hatte, der ihn den Söhnen der Dichter Christoph Martin Wieland und Salomon Geßner vorstellte. Sie erkannten seine poetische Begabung, was Kleistens Selbstvertrauen wiederum hob. Ja, ein Bild in Zschokkes Wohnung, das den Titel «La cruche cassée» trug, lud die Freunde zu einem dichterischen Wettstreit ein, aus dem «Der zerbrochene Krug», eines der besten Lustspiele in deutscher Sprache, hervorging. Daneben schrieb Kleist «Die Familie Schroffenstein», ein Drama, das die Spaltung einer Familie und zugleich die eigene Zerrissenheit schildert.

Der Wunsch nach Abgeschiedenheit meldet sich aber wieder dringender. Nun scheint Kleist ein Eiland die ersehnte Ruhe zu gewähren. Es ist die Delosea-Insel in der Aare, eine sehr kurze Ruderstrecke unterhalb des Thunersees. Der melodisch tönende, südlich anmutende Name war der Frauenname der damaligen Besitzerin Elisabeth Magdalena Gatschet. Die Familie Delosea stammte ursprünglich von Arles in der Provence. Sie war in der Reformationszeit nach Genf gekommen und hatte sich auch in Bern eingebürgert. Der Name Delosea-Insel ist in Thun nicht geläufig. Früher sprach man von der «Obern Insel», heute eher vom Kleist-Inseli. Das vom Dichter bewohnte kleine Haus wurde leider vor einer Generation abgebrochen. Die Insel mutet heute mit ihren rauschenden Bäumen, ihren Immergrünteppichen und Efeugeranken wie ein verwunschener Garten an. Als Kleist sich dort im Frühling 1802 niederließ, mag der Pflanzenwuchs wohl anders gewesen sein, aber der Blick auf Stockhorn und Niesen war damals wie heute gewaltig. Der preußische Dichter wohnte bei der dortigen Fischerfamilie und begleitete sie zuweilen zum abenteuerlichen nächtlichen Fang. In einem bekannten Briefe schilderte er seiner Schwester Ulrike sein Tun und Lassen.

«Auf der Aarinsel bei Thun, den 1. Mai 1802

Jetzt leb ich auf einer Insel in der Aare am Ausfluß des Thunersees, recht eingeschlossen von Alpen, eine Viertel Meile von der Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen seiner Entlegenheit sehr wohlfeil war, hab ich für sechs Monate gemietet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch weiter niemand als nur auf der andern Spitze eine kleine Fischerfamilie, mit der ich schon einmal um Mitternacht auf den See gefahren bin, wenn sie Netze einzieht und auswirft. Der Vater hat mir von zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirtschaft führt: ein freundlich-liebliches Mädchen, das sich ausnimmt wie ihr Taufname: Mädeli (Kurzform für Magdalena). Mit der Sonne stehn wir auf, sie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Küche, während ich arbeite für die Rückkehr zu euch; dann essen wir zusammen. Sonntags zieht sie ihre schöne Schwyzertracht an, ein Geschenk von mir, wir schiffen uns über, sie geht in die Kirche nach Thun, ich besteige das Schreckhorn, und nach der Andacht kehren wir beide zurück. Weiter weiß ich von der ganzen Welt nichts mehr. Ich würde ganz ohne alle widrigen Gefühle sein, wenn ich nicht, durch mein ganzes Leben daran gewöhnt, sie mir selbst erschaffen müßte. So habe ich zum Beispiel jetzt eine seltsame Furcht, ich möchte sterben, ehe ich meine Arbeit vollendet habe... Übrigens muß ich hier wohlfeil leben, ich komme selten von der Insel, sehe niemand, lese keine Bücher, Zeitungen, kurz, brauche nichts als mich selbst. Zuweilen doch kommen Geßner und Zschokke oder Wieland aus Bern, hören etwas von meiner Arbeit und schmeicheln mir — kurz, ich habe keinen andern Wunsch als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große Tat. Denn das Leben hat doch nichts Erhabeneres als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann. — Mit einem Worte, diese außerordentlichen Verhältnisse tun mir erstaunlich wohl, und ich bin von allem Gemeinen so entwöhnt, daß ich gar nicht mehr hinüber möchte an die andern Ufer, wenn ihr nicht da wohntet.»

Der Kenner der Ortsverhältnisse hat längst einen Vorbehalt zu diesem wunderbaren Dichterbrief auf den Lippen. Wie war es denn möglich, daß Kleist, während das Trachtenmädchen Mädeli zur Predigt ging, das Schreckhorn bestieg? Dazu schrieb Hermann Reske in seiner Stu-

die «Kleist in Thun» (Historisches Museum Schloß Thun 1969): «Hier stimmt schon etwas nicht. Das Schreckhorn führt seinen Namen nicht zu Unrecht und war zu Zeiten Kleists noch nicht einmal erobert. Kleist bezwang also den Bergriesen nur platonisch auf dem Papier. Eine zweite Möglichkeit wäre, daß er zwar «Schreckhorn» schrieb, aber das «Stockhorn» meinte. Dieses Massiv war allerdings schon zu damaliger Zeit eine besondere Attraktion für Bergsteiger; jedoch hat es eine Gipfelhöhe von 2190 Meter und ist damit auch heute noch eine anstrengende Tagestour. Mädelis sonntägliche Erbauung hätte weit über das Normale gehen müssen, um Kleist genügend Zeit für Auf- und Abstieg zu geben. Wenn aber nun eindeutig feststeht, daß Kleists dichterische Phantasie hier Kobold schlägt, liegt es dann nicht auch nahe, anzunehmen, daß es sich mit dem Liebesglück ebenso verhält? Bisher ist es noch nicht gelungen, das Mädeli auf eindeutige Weise zu eruieren.»

Die dramatischen Gesichte aber bedrängten den Geist des Dichters aufs neue. Das Schauspiel «Leopold von Österreich» gedieh kaum über den ersten Akt hinaus, und «Robert Guiskard», ein Griff in die normannische Geschichte, wollte auch nicht die gültige Gestalt annehmen — es blieb zeitlebens sein geniales Fragment. Mutete der ungestüme Dramatiker seinem Geist zuviel zu? Rächte sich seine überaus empfindsame Natur? Ein Nervenfieber befiel den Erschöpften und zwang ihn zum Abschied. Schweren Herzens verließ er die Insel, um die Pflege durch des Fischers Tochter Mädeli mit derjenigen eines Arztes in Bern zu vertauschen. Auch Ulrike eilte herbei, um ihm beizustehen. Es dauerte aber mehr als ein Vierteljahr, bis Kleist soweit genesen war, daß er die Rückreise nach Deutschland wagen durfte, wo er großen Werken und Wirrnissen entgegenging, welche seine Kräfte überstiegen, so daß er sich ein Jahrzehnt danach in seinem 35. Lebensjahre am Wannsee bei Berlin erschoß.

Hundert Jahre nach Kleists Tod kehrte der im Bernbiet aufgewachsene Schweizer Dichter Robert Walser aus Berlin in seine Heimat zurück. Ihm verdanken wir ein entzückendes Prosastück «Kleist in Thun», das zwar nicht die Geheimnisse des Dramatikers enthüllt, aber das Idyll dichterischen Lebens beschwört, wie es Walser selbst ersehnte. Der Pulsschlag dieser Sprache wirkt um so munterer, die Farben sind um so leuchtender, als ja auch über Walser ein dunkles Verhängnis lauerte: die dämmernden Nebel geistiger Umnachtung zogen über seinen Weg.

Hören wir noch einmal, wie ein Dichter den Spuren eines andern Dichters folgt:

«Kleist hat Kost und Logis in einem Landhaus auf einer Aareinsel in der Umgebung von Thun gefunden. Genau weiß man ja das heute, nach mehr als hundert Jahren, nicht mehr, aber ich denke mir, er wird über eine winzige, zehn Meter lange Brücke gegangen sein und an einem Glockenstrang gezogen haben. Darauf wird jemand die Treppen des Hauses herunterzueidechseln gekommen sein, um zu sehen, wer da sei. ‚Ist hier ein Zimmer zu vermieten?' Und kurz und gut, Kleist hat es sich jetzt in den drei Zimmern, die man ihm für erstaunlich wenig Geld abgetreten hat, bequem gemacht. ‚Ein reizendes Bernermeitschi führt mir die Haushaltung.' Ein schönes Gedicht, ein Kind, eine wakkere Tat, diese drei Dinge schweben ihm vor. Im übrigen ist er ein wenig krank. ‚Weiß der Teufel, was mir fehlt. Was ist mir? Es ist so schön hier.'

Er dichtet natürlich. Ab und zu fährt er im Fuhrwerk nach Bern zu literarischen Freunden und liest dort vor, was er etwa geschrieben hat. Man lobt ihn selbstverständlich riesig, findet aber den ganzen Menschen ein bißchen unheimlich. ‚Der zerbrochene Krug' wird geschrieben. Aber was soll alles das? Es ist Frühling geworden. Die Wiesen um Thun herum sind ganz dick voller Blumen, das duftet und summt und macht und tönt und faulenzt, es ist zum Verrücktwerden warm an der Sonne. Es steigt Kleist wie glühendrote, betäubende Wellen in den Kopf hinauf, wenn er am Schreibtisch sitzt und dichten will. Er verflucht sein Handwerk. Er hat Bauer werden wollen, als er in die Schweiz gekommen ist . . .

. . . es ist Sonntag. Glocken läuten. Die Leute treten aus der hochgelegenen Kirche heraus. Die Mädchen und Frauen in engen, schwarzen, silbergeschmückten Schnürbrüsten, die Männer einfach und ernst gekleidet. Gebetbücher tragen sie in der Hand, und die Gesichter sind so friedlich und schön, als wären alle Sorgen zerflossen, alle Falten des Kummers und Zankes geglättet und alle Mühen vergessen. Und die Glocken. Wie sie daherschallen, daherspringen mit Schällen und Tonwellen. Wie es über das ganze, sonntäglich umsonnte Städtchen glitzert, leuchtet, blaut und läutet. Die Menschen zerstreuen sich. Kleist steht, von sonderbaren Empfindungen angefächelt, auf der Kirchentreppe und verfolgt die Bewegungen der Hinuntergehenden. Da ist

manch Bauernkind, das wie eine geborene, an Hoheit und Freiheit gewöhnte Prinzessin die Stufen hinunterschreitet. Da sind schöne, junge, kräftestrotzende Burschen vom Land, und von was für einem Land, nicht Flachland, nicht Burschen von Ebenen, sondern Burschen, hervorgebrochen aus tiefen, wunderlich in die Berge eingehöhlten Tälern, eng manchmal, wie der Arm eines etwas aus der Art geschlagenen, größeren Menschen. Das sind Burschen von Bergen, wo die Äcker und Felder steil in die Einsenkungen hinabfallen, wo das duftende, heiße Gras auf winzigen Flächen dicht neben schauervollen Abgründen wächst, wo die Häuser wie Tupfe an den Weiden kleben, wenn einer unten auf der breiten Landstraße steht und hoch hinaufsieht, ob es etwa da oben Menschenwohnungen geben könne.»

Ernst Buri

Gesangs- und Musikpflege in alt Brienz mit Berücksichtigung der Gießbachlieder

1. Vorbericht

Der Verfasser dieser Studie ist weder Musikhistoriker noch ausübender Musiker, Gesangslehrer i. e. Sinne oder derlei. Und dennoch hofft er, mit seinen Ausführungen irgendwie beitragen zu können, das ehemalige Gesangs- und Musikwesen in etwas aufzuhellen. Ihm stehen Handschriftenbändchen — zum Teil Originaltexte — verfügbar, und es sei ihm erlaubt, in der zweiten Hälfte näher auf die sogenannten Gießbachlieder, deren es also mehrere Fassungen gibt, einzugehen. Und daß es ihn instinktiv dazu genötigt hat, auch dem «randz des vaches» und dem Brienzer Bergdorf Liede (La fête montagnard, chanson) etwelche Beachtung zu schenken, möge man ihm nicht verargen!

2. Das gesangliche Auf und Nieder bei den sogenannten Schifferinnen

Vorweg möchten wir festhalten, daß nicht einzig im Raume Brienz Schifferinnen das Liedgut gepflegt haben und auch instrumental sicher begleiteten. Dem Textverfasser ist unter anderen auch Ringgenberg einigermaßen vertraut, wo im Rayon alte Mühle (heute Hotel Seeburg) und in der Schloßweid sich sehr altes Liedgut vorfand, ja sogar zur «Aneiferung» eine Art Musikschule um 1820 herum feststellbar wäre, auf die hier aber nicht eingegangen werden kann. *)
Daß es einen Quasi-Beginn und später auch eine Entartung gab, soll uns nicht enttäuschen. Bereits vor 1820 werden speziell singkundige Töchter geschult, und zweifelsohne basiert solche Schulung auf generationenlanger Tradition. Um 1818 herum erreicht die Gesangspflege u. E. die Kulmination dank dem sehr eifrig sich einsetzenden Ortsgeistlichen und wohl auch durch das Zutun von Schulmeister Johannes

Kehrli, worauf wir näher noch zurückkommen werden. Verflachung bei den schönen Schifferinnen stellen wir um 1850/60 fest, wie das nicht deutlicher hätte zum Ausdruck kommen können in einer Zuschrift an Jeremias Gotthelf durch einen Reiseschriftsteller. **)

Wir brauchten den Ausdruck Verflachung und verstehen darunter sowohl die «Verwässerung» des im Volke noch geübten Gesangs, aber offenbare Rückschläge markieren die merkantile Art und Weise, wie Hiesige — zum Teil gewiß unberufene Schifferinnen — sich dem Gästevolk förmlich aufgedrängt haben. Den Bettel kann die Nachwelt nicht einfach ignorieren, ausgeübt von Vereinzelten, und darum mag es kommen, daß die unbescholtene, die voll Liebreiz geschilderte Belle Batelière um so leuchtender sich von den «Parias», vom erwähnten Reiseschilderer so benannt, abhebt und den Ruhm der netten Töchter zu retten wußte.

Einer der zuverlässigsten Gewährsmänner — Oberförster Karl Kasthofer — der sich, sozusagen im Vorbeigange, unsern Problemen näher zuwandte, bringt die musischen Produktionen nicht ohne Grund in Zusammenhang mit dem Sitten-, selbst mit dem ökonomischen Zustand unserer Ahnen, was sich in seiner «Alpen-Reise» (1825) offenbart:

«Nicht leicht wird ein Reisender die Ufer des See's bei Brienz betreten, ohne mit Wohlgefallen den Blick auf den Umgebungen des Dorfes und auf der Fernsicht ruhen zu lassen, die von dem neuen Wirthshause bei Tracht, dem gewöhnlichen Landungsplatz, in allen Schattierungen von dem anmuthigen zum Erhabenen sich darbietet . . .

Die Aussprache des Brienzers ist sanft gedehnt, oft singend, und auf die Bildung der Stimmorgane muß diese Aussprache vortheilhaft wirken, da seit langer Zeit die Brienzer sich immer durch schöne Singstimmen ausgezeichnet haben, und der Gesang der Mädchen von Brienz besonders berühmt geworden ist . . .»

Dies wörtlich Zitierte hinkt zeitlich den bekannten Auszeichnungen nach, die die Holden zu Unspunnen empfangen haben.

Kasthofers 1827er-Ausgabe der «Voyage dans les Petits Cantons» können wir raumeshalber nur in Bruchstücken heranziehen, aber sie — die Darstellung — ist es wert, daß man nicht achtlos an ihr vorbeistolziert: Lob und Tadel entspringen seiner Feder ohne kommerzielle Rücksichten, wie sie den Chansons-Editoren in Bern nachgesagt werden dürfen: Hört Kasthofer:

«... la chute écumeuse du Giesbach, d'une blancheur d'autant plus éclatante qu'elle se dessine au milieu d'une noire forêt de sapins; le lac, comme embrasé par les derniers feux du couchant; les nacelles légères qui rasent sa surface unie; les refrains des joyeux bateliers; enfin, la présence des allans et des venans, dont la physionomie respire la bonhomie, la gaîté, le bonheur...

A Brientz, la prononciation a une mollesse qui lui prête quelque chose de mélodieux...

Il est fâcheux que dans ces villages montagnards, le chant, qui s'accorderait si bien avec le genre de vie des pâtres et la nature idyllique du pay, ne soit pas compris dans l'éducation populaire... Qu'un peuple mélomane soit plus heureux et meilleur que tel autre, ennemi de la mélodie, c'est une vérité qui me paraît sensible...

Quelques tyroliennes, quelques nouveaux chants d'amour, on augmenté le répertoire des chansons populaires».

Soweit vorderhand Kasthofer, der es nicht verhehlen kann, auf fremde Einflüsse anzuspielen: an Hölty, an Schiller, an Körner.

Denn durchblättert man das erste Repertoire, das dem Textverfasser zu Gebote stand und noch steht, so wird man ihm nicht verargen, daß er auf diesen «unheimatlichen» Ton schon einmal verwiesen hat. Nämlich beim Anlaß des Oberländischen Bezirks-Gesangfestes am 19./20. Mai 1951. ***)

3. Vom verpönten Singsang zum Tyrolerlied und zur Matrosenweise

Laut Duden wird das «verpönt, ursprünglich pene» als Lehnwort gedeutet, vom lateinischen poena = Buße, Sühnegeld und auch nach Strafe und Kummer hin bezogen — und wir fügen bei, daß das ausgehende Mittelalter mit seinem entwickelten Kirchentum reichlich davon Gebrauch gemacht hat. Schon vor 1400 dringt aber die Wortverwendung in die allgemeine Gerichtsformel: man bedroht dies oder jenes, und auch die Interlakische Landrechts-Satzung stellt den Ausdruck direkt neben den Bußenbegriff (datiert 1404, 23. Jan.).

Die nachreformatorische Epoche hernach schien sich im Verwenden des Wortes fast nicht genugtun zu können. Strenge überwachen die

Chor- oder Sittenrichter (auftragsgemäß) allzulautes Gejohle, Gejauchz und was sonst etwa mit altherkömmlicher Lustbarkeit zusammenhängen mochte. Diese einleitende Sinndeutung fanden wir vonnöten, um etwa die nachfolgenden Situationen besser verstehen zu können:
Anno 1590 — so in der vorfasnächtlichen Zeit — da stellen die vom Sittengericht mit Schrecken fest, daß zu Ebligen (und ausgerechnet bei einer Witfrau) ein Gumpist, ein abendlicher «Dorfet» stattgefunden hätte. Und man ermittelt aus den Aussagen Beteiligter: Ja, wir haben nicht nur gedorfet, wir aßen auch, haben getrunken, auch «gyget etc.», was dann zur Folge zum Verhandlungsbeschluß hat geführt: Wir müssen euch samt und sonders zur Besserung mahnen und beschelten euch, angedroht «von sölichem dorffen» ganz zu lassen und ihr müßt Besserung geloben, derlei Gumpist sei bekanntermaßen verpönt, das wisse man doch aus den kirchlichen Verlautbarungen.
Ein späteres Mal bedroht man die da also «ein wüst geschrei» verübt und über alle rechtmäßig zugelassene Zeit «geessen und getruncken» direkt mit landvögtlicher Buße, während wiederum später die Sittenrichter nur mit Mühe herauskriegen, wer da oder dort mitdabei war und dann wie zum Gespött zur Antwort bekommen: Ja, wir haben uns singend unterhalten, aber wir haben auch Psalmen gesungen. Man mag sich etwa aushecken, in welcher Stimmung!
Zum Trommelschlag und Pfeifenklang kommen weitere instrumentale, den Chorrichtern verpönte corpus delikti, und es kam bisweilen vor, daß die Strenge nebst der Geldbuße verfügte, es sei das Instrument zu zertrümmern! Da einer mit andern Musikanten «gyget und gschaben» in einem Brienzerlokal, und da er ein Nichteinheimischer war, ein allerdings das Schmiedhandwerk Ausübender, so findet die Ehrbarkeit, wann noch weiteres derartiges Verpöntes ruchbar würde, so sei ihm die Landesverweisung sicher!
Was wunder, wenn Delinquenten, denen man Ungebühr vorwarf, sich zu rechtfertigen versuchen. So ist jener nicht einzig, der Marktleuten im Wirtshaus z'Tracht gegeigt und hernach den Chorrichtern vorgibt: «Er habe wohl gegiget, aber nur psalmen und nüt Böses ... bätte derhalben umb verzichung, er wölle si fürthin müßig gahn, habe auch die gigen zerbrochen».
Wir vermöchten die Skandälchen fortzusetzen, verzichten aber darauf, dafür noch einen raschen Blick werfend, inwieweit vor und nach 1800

die Schulmeisterei mit ihrem Singsang den Gang der Muse hat beeinflussen können.
Heimatsang beginnt sich mit importiertem Liedgut zu vermischen, speziell dann, wenn der Schulmeister längere Jahre in der Fremde geweilt, gar auf Garnison in Küstenorten.
So haben wir eine sehr typische Melodie innerhalb der Lieder der Brienzer Mädchen, die ein fertiges Konterfei darstellt vom Liede: «Auf, Matrosen, wir fahren in die See» — nur hat man das Ankerlichten dann überlegungsmäßig ummoduliert und eine simple Kahnfahrt in Szene gebracht, dem Text nach, nicht aber die Melodie verändert — wir werden ihr noch begegnen.
Importware, um den Ausdruck doch zu gestatten, sind weiter die bereits anvisierten, von Meister Kasthofer glossierten «quelques tyroliennes», was auf die aus dem östlichen Nachbarlande Zugezogenen, meist Holzarbeiter, zurückzuführen wäre. Es war einfach Mode, sich mit fremden Federn zu schmücken und Liedgut herbeizuschaffen, wo es bekömmlich und auch «in» war. Man muß ja nicht unbedingt an den heutigen Beat, Pop oder an die Hochwertung von Progressiver Musik speziell denken, aber es geht doch in dieser Richtung!

4. Gießbachlieder verschiedener Art, ihre Herausgabe

Vor Jahren hat mir mal eine Kollegin aus der Nachbarschaft ein altes Schülerheft — so aus den Jahren um 1825/35 — vorgelegt und darin fand sich von Schülerhand notiert: «Das Gießbachlied». Etwas schulmeisterlich unter die Lupe genommen, erweist sich die Niederschrift ziemlich übereinstimmend mit der in Druck gegangenen Liedfassung, von der nun näheres ausgeholt werden möchte:
Aber ich möchte mich präzisieren; es geht also nicht um eine musikhistorische genaue Untersuchung, vielmehr sei den Lesern des Uferschutz-Jahrbuchs von diesen musischen ‚Begegnungen' Kenntnis, sozusagen im Plaudertone, gegeben. Ich möchte das ebenerwähnte Gießbachlied als Fassung a benennen zum Unterschied der weitern Lieder, die sich um die Kaskaden und die Kahnfahrten ranken (mit b, c usw. benannt).
Längere Zeit wußte niemand genau, wann, das heißt in welchem Druckjahr, die Brienzer Chansons herausgekommen sind. Der Zufall spielt

aber bisweilen die heimtückischsten Seitensprünge — und erst durch eine schriftliche Mahnung, die datiert ist, läßt sich das ungefähre Erscheinungsjahr festlegen, wo der Berner Musikverleger Wanaz zu Werke gegangen ist. Doch Herr Albert Wanaz — zuvor sich bei der Obrigkeit um die geschäftsmäßige Etablierung bemüht — hatte einen liebwerten Konkurrenten, nämlich einen Herrn C. A. Jenni, der sich mit Jos. Aibl verassoziert hatte und auch auf die Chansons erpicht war, sie in Kauf bringen zu können. Man spürt hier schon, wie eh und jeh (der Ausdruck sei erlaubt), noble Geschäftlimacher einen Spürsinn hatten und noch haben, was aber nichts gegen seriöse heutige Musikverlage ausgesagt sei!

Doch spannen wir den Leser nicht länger auf die Folter und bringen wir die uns verfügbaren Strophen. Hier der Beginn:

a) Gießbach-Lied - Chanson du Giessbach
(Vermerk: Gefällig, punktierter Viertelnotenwert 72)
Singstimme:

1. Von jenem Berge herüber,
Was blitzet so silbern, so hell,
Die Tannen, die hangen kühn drüber,
Was rauschet und stürzet so schnell,
Was rauschet und stürzet so schnell.

2. Besteigt drum froh und behende,
Ihr Mädchen, den gleitenden Kahn;
Es führen ihn rüstige Hände
Zu jenem Felswunder hinan. (Refr.)

3. Das Schifflein lustig hinwallet,
Kühn über den wogenden See.
Manch fröhliches Liedlein erschallet
Durchs Thal und über die Höh. (Refr.)

4. So werfet nun von euch die Sorgen,
Des Herzens heimliches Weh,
Den Gram vom gestrigen Morgen
Hinab in den flutenden See. (Refr.)

Schulmeister Johannes Kehrli, Brienz, der Begründer der Hotellerie am Gießbach, im Kreise seiner sangesfrohen Kinder.

Johannes Kehrli hatte als erster Pionier die Schönheit des Gießbaches erkannt und 1817 an aussichtsreicher Stelle eine Holzbank errichtet; 1818 ließ Kehrli unter Mitwirkung der Regierung einen Fußpfad erstellen und später ein Blockhäuschen errichten. In diesem sang und spielte er jeweilen den durch den Ruf des großartigen Wasserfalls angelockten fremden Besuchern die *oberländischen Weisen* vor, wobei ihn seine Kinderschar im Gesang begleitete.

Gießbach-Lied. — Chanson du Gieſsbach.

Gefällig ♩. = 72.

Guitarre.

Singstimmen.

Nro. 1.

Piano-Forte.

Von je-nem Ber-ge her-ü-ber, Was blitzet so silbern so hell, Die Tannen die hangen kühn drü-ber, Was rauschet und stürzet so schnell, Was rauschet und stürzet so schnell.

2.

Besteigt drum froh und behende,
Ihr Mädchen, den gleitenden Kahn;
Es führen ihn rüstige Hände
Zu jenem Felswunder hinan. (bis)

3.

Das Schiflein lustig hinwallet,
Kühn über den wogenden See.
Manch fröhliches Liedlein erschallet
Durch's Thal hin und über die Höh. (bis)

4.

So werfet nun von euch die Sorgen,
Des Herzens heimliches Weh,
Den Gram vom gestrigen Morgen
Hinab in den fluthenden See. (bis)

5.

Was rauschet vom Waldberg herunter?
Was blitzet so silbern so hell?
Was kämpfet durch Felsen so munter?
Was rauschet und stürzet so schnell. (bis)

6.

Es stürzet mit donnernder Stimme,
Es brauset der Gießbach herab,
Er kämpfet daß Ruhm er erringe
Zur Ruhstatt im See und im Grab. (bis)

5. Was rauschet vom Waldberg herunter?
   Was blitzet so silbern, so hell?
   Was kämpfet durch Felsen so munter?
   Was rauschet und stürzet so schnell. (Refr.)
6. Es stürzet mit donnernder Stimme,
   Es brauset der Gießbach herab,
   Er kämpfet, daß Ruhm er erringe
   Zur Ruhstatt im See und im Grab. (Refr.)

Gemahnt solcher Schluß nicht doch ein ganz wenig an von Goethes Staubbachliede? Auch da finden die Fluten die Ruhe im See. Immerhin: Wir stellen im Vorbeigange fest, daß Herr Wanaz das halbe Dutzend Strophen in F-Dur bringt (und als Nummer 1 auf Seite 3), der Konkurrent aber G-Dur wählte und als Nummer 4 und mit gleichzeitiger Titelübersetzung gewählt hat: ‚Le voyage au Giesbach' (sic), während die Titelfassung Wanaz (Wa) bereits vertraut ist.
Schätzen wir es, daß Wa beim sechsstrophigen, aber Jenni (Je) nur beim vierstrophigen anlangte, so schätzen wir es beim Letztgenannten, daß er sich viel mehr um die anscheinend gesamte Kaskaden-Gesänge bekümmerte, was wir von Wa bedauerlicherweise vermissen. [1])
Fügen wir gleich das hier als b benannte zweite Gießbachlied an das erste. Es trägt bei Je den fast absonderlichen Titel

b) Die Giesbach-Elfe - L'ondine du Giesbach

1. Jezt, Kinder, sprach der Gott der Welten:
   Theilt schwesterlich die reinen Quellen.
   Da sah' ich mir den Giesbach aus.
   — Bescheiden wählst du, liebe Elfe!
   Sprach er. — Ist wohl ein beß'rer Ort?
   Entgegnet' ich — die Thems', die Elbe,
   Den Tiber, Rhein zög ich nicht vor.
2. In sicherm sanften Friedensschoose,
   Bekränzt mit holder Alpenrose,
   Beneid' ich nicht Eg'eriesen. An sanftem Lauf
   tränk' ich Pan's Heere,
   Mein Murmeln lockt die Nachtigall.
   Sag', ziert ein Nymphe um der Erde
   Ein so prachtvoller Wasserfall?

3. Freund der Natur und Alpensitten!
   Den Vorzug laß ich unbestritten,
   Den du gern andern Schwestern schenkst.
   Doch wenn ich, dir Genuß kann schenken,
   Erfreut mich hoch dein Besuch —
   Schreib' dann bitt', zum Angedenken
   Auch meinen Namen in dein Buch. —

Sind wir schon einmal mittendrin im Liedgut — weshalb nicht weiterzitieren? Wir kommen ohnehin auf Einzelheiten des Liedguts, der Strophen, zurück! Darum

c) Gefühle bey'm Giesbach - Sentimens(sic) au Giesbach

1. Laut donnernd strömt's vom Felsen herab,
   Die Wellen verschlingen die Wellen!
   Ein grauses unermeßliches Grab!
   Ihr Freunde, wer wird es erhellen?
   Der Milchstrom hochschäumend darüber fließt,
   Den staunenden Wand'rer Gott begrüßt!
2. Die Freundschaft reicht sich bied're Hand.
   Und schwört bey den schwellenden Fluthen:
   Kein Mißgeschick nicht die Scheidewand
   Des Lebens soll uns entmuthen!
   Hoch wie die Felsen des Giesbach's steht
   Die Treu', die im Sturme nicht untergeht.

d) Der Giesbach - Le Giesbach

1. Der Giesbach ist es werth, Daß man im Lied ihn ehrt,
   Den Alpensohn: Voll Kraft und Majestät manch harter Kampf
   besteht auf seiner Lebensbahn, der Alpensohn.
2. Dort hinter Gerstens Höh' Kommt er aus ew'gem Schnee,
   Der Alpensohn: Das jugendliche Blut stürzt da mit Heldenmuth
   Ins Alpenthal von dem Thron als Alpensohn . . .
3. Am Fels sieht man erstaunt Der Silberglocke Raum
   Des Alpensohns. Ein Silberbach vom See dort rechts in
   gleicher Höh' fliest hüpfend seine Bahn zum Alpensohn . . .

4. Der höchsten Alpenheerd Hier reicher Trank beschert
Der Alpensohn: Drauf stürzet ritterlich vom hohen Felsen sich,
Um wieder wohl zu thun als Alpensohn . . .

5. Seht, welche kühne That Auf's frisch bestanden hat
Der Alpensohn. Bewund'rung sich erringt, drey Brüder
hier gewinnt, Und nimmt in seinen Bund der Alpensohn . . .

6. Muth, fort zu hoher Ehr! Euch führet kühn und hehr
Der Alpensohn. Das sieht ein Fels, erstaunt; Aus seinem
hohen Mund giest er dann einen Strom zum Alpensohn . . .

7. Gestärkt zu großer That Läuft stolz fort seinen Pfad
Der Alpensohn. Vollführt sie, um auch hier wie vorhin
für und für den Herden wohlzuthun als Alpensohn . . .

8. Jetzt thürmen Feinde sich; Die schlaget ritterlich
Der Alpensohn. In grauser Felsenkluft. Dann eilt an freye
Luft zu Ruh und Heldenlohn der Alpensohn . . .

9. Der Feind in neuer Wuth Vergisset bald den Muth des
Alpensohns. Allein vergebens ist Gewalt und Hinterlist!
Es laßt dem Feind nur Hohn der Alpensohn . . .

10. Nach Sieg auf Sieg nun steht In höchster Majestät
Der Alpensohn. Dem Giesbach giebt den Preis der ganze
Erdenkreis. Ja, ihm gebührt der Ruhm, dem Alpensohn . . .

(hier haben wir sowohl die Refrainwiederholung nur anzudeuten versucht und zudem uns erlaubt, bisweilen in kleinstem Rahmen in Sachen Klein- und Groß-Schreibung ‚selbstherrlich' ans Werk heranzutreten.)

Ein Textevergleich in der Dissertationsarbeit von Herrn Udo Robé zeigt wesentliche Übereinstimmung, aber niemals dürften wir, wie er, soweit gehen, dem Liede reine, politische Hintergründe zuzugestehen. Da ist der Herr Doktorand anscheinend, durch anderes Liedgut verleitet, tendenziös geworden. Im vorliegenden Falle mag Freiheitssinn nur so beiläufige Patenallüren beigesteuert haben, eine Bestätigung zudem, wie leicht doch gewisse Texte interpretiert werden. [2])

Wir beschließen den Textabschnitt, indem wir nochmals auf die Druckausgabe verweisen möchten. Es betrifft die abgekürzte Edition von Wa und neben ihr die von Je. Davon existieren u. E. eine erste, eine zweite und eine dritte Auflage, was auf ein gewisses Bestell-Interesse hinweisen könnte, zumal beim Verleger Wanaz. Für die musikalische Wertung bzw. die instrumentale ‚Begleitung' vertrösten wir den Leser auf den eben folgenden Abschnitteil. Aber das dürfen wir vorwegnehmen, daß die Ausgaben heute sehr selten sind und demzufolge auch recht als begehrliche Exemplare von Hand zu Hand gehen. — Ob bei der Niederschrift der eingangs erwähnten Heftarbeit eines Schülers Wanaz oder Jenni vorlag, ist heute schwerlich mehr zu ermitteln, mutmaßlich die des Wa.

5. *Singstimme und Musikbegleitung sowie der bäuerlich-ländliche Jodelgesang*

Wie leicht anzunehmen ist, sind sämtliche vorgeführten Chansons in Dur gesetzt. Wer die «Singstimmen» zu übernehmen hatte, mußte sich in eine höhere und eine mittlere Stimmlage teilen. Die Akkorde bewegen sich in üblichem Rahmen: Vorherrschend sind Terz und Sext.
Bei der Editionswahl hat Je offenbar Wert darauf gelegt, daß möglichst viele Gießbach-Stücke beisammen waren, während Wa zwar, wie schon begegnet, das zitierte Lied a voranstellte. Je bringt es als Nummer 4. Und auch die Taktart ist unterschiedlich: Beim verassozierten Je Sechsachtel, in G-Dur mit Vermerk Allegretto — dies zum Unterschiede bei Wa, der dieselbe Melodie in F-Dur kennt und für die «Guitarre» ein System, für das «Piano-Forte» aber zwei bringt. Auch die Strophenzahl, wie erwähnt, ist unterschiedlich.
Beim Anhören, etwa bei Cembaloklängen, ertönt die Weise tatsächlich gefällig und läßt für den Tonsetzer immerhin einige Musikalität erahnen. Sowenig aber eine übereinstimmende Text- bzw. Strophenwertung ins Gewicht fällt, so wenig bedünkt uns dies in der Musikalität zu sein. Das Tempo will ja wenig oder nahezu nichts aussagen: Es fällt nur auf, daß die Lieder, die sich nicht speziell auf das Bachrauschen und die Pracht der Gegend beziehen, vielmehr mit Liebelei, auf Gedankenfreiheit, mit dem Waidmann und Tyroler-Freiheits-Kampfesmut (bei Wa) durchgängig ihre Tempi und die Charakterisierung aufweisen:

Vierviertel mäßig, Tempo 66: Ich hab mein fein's Liebchen . . .
Dreiachtel langsam, Tempo 100: Ein Herz, das sich in Sorgen quält, hat selten frohe Stunden . . .
Dreiviertel rasch, Tempo 108: Die Gedanken sind frei . . .
Dreiviertel munter, Tempo 88: Es reitet der Jäger durch den Wald . . . (etwas geschwinder ab: Juh ha hopsasa und Dreiachteltakt)
Dreiachtel mäßig, Tempo 76: Mit dem Pfeil, dem Bogen . . .
Zweiviertel munter, Tempo 112: Als ich an einem Sommertag . . .
Dreiviertel mit Ausdruck, nicht zu geschwind, Tempo 72: Alles was auf Erden schwebet, Kommt von einer Daube her, Dauben, das sind schöne Thier . . .
Dreiviertel langsam, Tempo 88: Das ganze Dorf versammelt sich . . .
Vierviertel fröhlich, Tempo 120: Im stillen Wasser, da schwimmen die Fisch. Wie wohl ist dem Meitschi, wenn's ledig ist . . .
Vierviertel marschmäßig, Tempo 120: Auf auf, ihr Tyroler, wir müssen in das Feld. Für uns giebt der Kaiser das Brod und das Geld . . .

Die 3. Edition «chez A. Wanaz» à Berne zeigt bei gleichgebliebenem Preise der 20 Batzen auf der Titelseite eine schifflifahrende Reisegesellschaft, doch erkennt man mitgebrachte Musikinstrumente bei den Schifferinnen nur phantasieweise. Die Chansons sind ediert «avec accomp. de Pianoforte ou Harpe ou Gitarre» (das von der Harpe ist beir Erstausgabe weggeblieben!) Bestimmt mit mehr Recht durfte die Jenniausgabe «Chansons du Giesbach . . . Giesbach-Lieder» wählen und wohl mit Absicht stellt der Verlag auch eine idyllische Wald- und Gebäudegruppe auf die Titelseite, einen Kauffreudigen noch stimulierend.

Mutmaßlich dürften damals in den Gaststätten «Bären» und zu «Tracht» diverse Musikinstrumente vorhanden gewesen sein, und man wird dem Gästevolk bestimmt dann und wann Stücke vorgetragen haben. Inwieweit man den musikalisch sehr talentierten Ortsgeistlichen um 1818, Herrn Dan. Wyss, heranzog, entgeht unserer Kenntnis. Daß er mit den Sängerinnen bzw. Sängern eine Art Kur-Konzerte anberaumt hat, geht aus zeitgenössischen Quellen deutlich hervor.

Im weitern denken wir an Schulmeister Johannes Kehrli — aber ebensosehr an den jungen, außerordentlich musikbeflissenen Kollegen Jakob Michel, jun. Ungewiß ist allerdings, ob man dem Genannten zur

gottesdienstlichen Feier das Musikalische längere Zeit anvertraut hat, aber eines ist gewiß, daß aus seiner Feder eine große Anzahl vorzutragender Stücke stammt und dies in nahezu allen vorkommenden Dur- und Molltonarten, unter ihnen bisweilen Stücke, die dem Volkstone recht nahe kommen!

Schulmeister Joh. Kehrli ist in seinem Wirken drüben beim Gießbach meist bekannt. Von ihm und den um ihn versammelten Kindern haben wir ja ein nettes Bildchen: Er am Instrument höckelnd, flankiert durch Buben und Töchter, und auf der Stubenrückwand erblicken wir sein Alphorn, das er zu blasen imstande war, obwohl ein Reiseschilderer zu bemerken weiß, daß er das Hornen nur leidlich beherrscht hätte — er, den man doch schon beim Alphirtenfest 1805 (und auch 1808) ausgezeichnet hat der Liedervorträge wegen zu Unspunnen.

Das Tappen im Ungewissen, wer überhaupt als Tonsetzer der Gesänge angesprochen werden darf, bleibe hier in unserer Studie leider noch Tatsache. Beim Verleger A. Wanaz haben wir es zu einem beträchtlichen Teil sicher mit Übernahmen zu tun, bei Jenni kaum. Hört man sich die Stücke einzeln und nacheinander an — etwa auf einem Cembalo vorgetragen — so begegnet viel Frohmut, die Melodieführung geht bis ins «Lüpfige», selten müssen wir untermittelmäßiges Komponieren feststellen.

Dasselbe gilt für die Musik, der wir nun zum Abschluß unser Augenmerk zuwenden: Der ländlich-bäuerliche Jodelgesang.

In der Edit. Je begegnet unter Nr. 5, in Dreiachteltakt, (dem zwar als Anruf das «Ho, hoj — Bu, buh!» in Dreizweitel vorsteht) der

Brienzer Kühreihen - ranz des vaches de Brienz.

Der Sang und Jutz ist 11strophig. Hier eine Auswahl, dabei das typisch Brienzerische zum Ausdruck gelangt. Der Stropheneingang ist stets derselbe. Zur Singstimme ist unfehlbar ein bis zwei Instrumente einzusetzen, gespielt in G-Dur:

Str. 1 Mys Heimeth am See isch nid es leids G'seh.
Mier Aelpler, mier schwingen, mier hauren und singen:
Ho hoj und Bu buh. Flux g'seh mer eis uf.

Str. 3 Nam Mayen denn bald zieht alles raaß z'Alp
Uf diesi hie anhi und uf die dert anhi,
Dert uber'm See zieht frutig das Veh.

Str. 4 Der Atten voran treid ds'Chessi bergan
Und ds Muetschi derhinter, das bräntlet dry Kinder,
Es tropfet vor Schweiß! Bueb, hau'r mer grad eis.

Str. 6 Mier hein beß'ri Sach wann alli Herrschaft,
Die laufin dur d'Alpen, g'sehn nienby ds Halben.
Zamp, zamp — wie 'nes geid jn üser Fryheid.

Str. 7 Der Giesbach am See isch ihnen d's töllst G'seh
Doch thut er bis hindren zum Gersten nid mindren,
Den Hilfenen-Brunn, den g'schauten eis summ.

Str. 9 An Oberfeld-dorf, da schwingt es fry scharf,
Us Tschingelfeld d'Schwinger, ab Achsalp nid gringer,
Von Hinderburg z'glych, s'blygt d'Wyler bim Rys.

Weiter sind die Entlebucher zum Hosenlupf aufgefordert, dito die (Tyroler- oder Iseltwalder-) «d'Chöler» und weiter wird ans Johannisfeuer erinnert, das in glühendbrennenden Stöcken die Fluh hinunter geworfen worden ist ehedem. Und wenn die Herbstzeit da, wenn der Mittnächtler «ruuch suuset», dann zieht der Älpler zu Tal «em umhi gan Brienz».
Viele wird es schockieren, wenn wir nun gleich die 4 Strophen des «Bergdorflied» (No. 6: Chanson, La fête montagnarde) aus der Edit. Jenni folgen lassen. Aber wir haben unsere guten Gründe. Alsodenn:

1. Meitschi, bu, buh! chunst mit an Bärgdorf?
d'Älper wei's han — Old was ist im Wurf?
Trall le ri ra la la, Trall le ri ral la la,
d'Älper wei's han. Old was ist im Wurf?

2. Meyen nid chlein z'hand uber'n See,
d'Gsellen thü b'langen, wie mier — noh meh! (Refrain)

3. Meyen nimm mit z'hand ufen an d'Alp.
An Oberfeld jizt, an Eysee denn bald. (Refrain)

4. Dem ig bin hold, där muß ne denn han,
Wellt's aber jizt nid schon für-hi lan. (Refrain)

Eines der Motive, daß hier kurz abgebrochen wird, ist der Umstand, daß eine später zu erscheinende Sonderstudie über hiesigen ländlichen/

alpinen Gesang ins Auge gefaßt ist. Inwieweit demzufolge dann von heutiger Betrachtungsweise abzurücken sein wird, entgeht uns zur Zeit noch, steht also noch in den Sternen geschrieben.

Es wird sich aber schon lohnen, speziell dem mundartlichen Ausdrucke nachzuspüren (mit etwas mehr Sorgfalt). Aber grundsätzlich darf doch wohl heute bereits zum Ausdruck kommen (einzelne Schifferinnenlieder ausgenommen), daß wir eine nette musische Produktion vor uns haben.

Der dem Textverfasser befreundete Brienzer Jodellied-Komponist Max Huggler spricht von liedeigener Transparenz, findet auch in der Musikalität von breiiger Art keine Spur, sondern qualifiziert das Gehörte als duftig, locker . . .

Der geplanten Sonderstudie wird es vorbehalten sein, die bei der Jenni'schen Edition mitgegebenen Worterklärungen zu überprüfen, wohl eine dankbare, obwohl nicht ganz leichte Angelegenheit. Der Verfasser hofft indessen, daß — aufgemuntert durch Herrn Willy Glur (Luzern) ihm Schützenhilfe zuteilwerde von seiten des Schweizer Volkskundearchivs, dem Herr Dr. W. Escher vorsteht. Und so ganz im Verstohlenen erwartet man ein bißchen Echo aus der Leserschaft des Jahrbuches, was freuen würde; Anregungen nähme man gerne entgegen.

Anmerkungen

*) Aus dem Raume Ringgenberg, wie erwähnt, ist gesondertes Liedgut vor Jahren aufgefunden worden, seinerzeit bei Aibl/Böhme ediert, dem brienzerischen Liedgut nicht unähnlich, quasi als Schwesternbild, qualifiziert schon dadurch, daß sich Beethov'sche Singweisen festzuhalten vermochten.

**) Vergeblich wartete Herr Duboc, alias Waldheim bei Jeremias Gotthelf auf eine gewünschte Rückäußerung. Das weiß man lediglich, daß eine der «parias» später entschloß, in Bern eine Dienststelle anzunehmen.

***) vgl. Oberländisches Volksblatt mit Hinweisen auf besagte Gesänge.

1) Mir ist zwar die Basler Zentralstelle für Volkskunde seit Jahrzehnten einigermaßen bekannt, aber den HH. Huggler und Glur dankt hier der Verfasser, daß er zu Sonderstudien ermuntern — und wer weiß, ob nicht dermal dann auch ein Bergdorflied oder ein uralter Jutz neuerstehen könnte?

2) Aus der frühern und spätern sehr umfangreichen Volkslied-Literatur seien ergänzungsweise nur zitiert: die Arbeiten eines Kuhn, Usteri oder Nägeli — wissenschaftlicher aber die Untersuchungen und Sammlungen eines O. v. Greyerz, eines Hanns In der Gand, A. Tobler, Cherbulliez oder P. Budry, um nur knapp doch hingewiesen zu haben.

Jahresbericht 1973

Generalversammlung

Die 40. Generalversammlung des Uferschutzverbandes wurde im üblichen Rahmen am Samstag, den 3. Februar 1973, im Hotel Weißes Kreuz in Interlaken abgehalten. Präsident G. Beyeler konnte vor vollbesetztem Saal eine Reihe von Ehrenmitgliedern, Abgeordnete von befreundeten Verbänden, Gäste, Delegierte und Vertreter der Presse begrüßen.

Der geschäftliche Teil wurde nach folgenden Traktanden abgewickelt:

1. Jahresbericht
2. Jahresrechnung und Festsetzung der Mitgliederbeiträge
3. Wahlen: a) Verbandspräsident
   b) Vorstand
   c) Rechnungsrevisoren
4. Wünsche und Anregungen

Der *Jahresbericht,* die Berichte der Bauberater, sowie der Bericht über das Reservat Weißenau für das Jahr 1972 sind im betreffenden Jahrbuch enthalten. Alle diese Berichte wurden durch die Versammlung ohne Einwände mit Applaus genehmigt. Dank den Zuwendungen der SEVA schloß die *Jahresrechnung* 1972 mit einem Einnahmenüberschuß ab. Die von Kassier H. Teuscher vorgelegte Rechnung wurde einstimmig genehmigt. Obschon die Mitgliederbeiträge nicht einmal die Aufwendungen für das Jahrbuch decken, wurde beschlossen, die Jahresbeiträge gleich zu belassen wie bisher.
Statutengemäß wurden folgende *Wahlen* für eine dreijährige Amtsdauer vorgenommen: Präsident G. Beyeler, welcher seit 12 Jahren den Uferschutzverband leitet, wurde mit Akklamation für eine weitere Amtsdauer bestätigt. Aus dem Vorstand sind Dr. K. L. Schmalz und E. Schweizer zurückgetreten. Anstelle von Herrn Schmalz wird neu in den Vorstand Rolf Hauri, Adjunkt bei der kantonalen Naturschutzverwaltung, gewählt. Der freie Platz von E. Schweizer wird vorläufig nicht besetzt. Die übrigen Vorstandsmitglieder wurden in globo durch die Versammlung wiedergewählt. Als Rechnungsrevisoren sind F. Meyer

und A. Blaser (Ersatzmann) zurückgetreten. Auf Antrag des Vorstandes wurde die Kontrollstelle wie folgt neu besetzt: J. Bartholdy, Interlaken (bisher), und Ernst Bohren, Unterseen (neu), sowie Willi Goldschmid, Interlaken, als Ersatzmann.
Als Ergänzung zu den Wahlen gab der Präsident bekannt, daß der Vorstand in eigener Kompetenz den Geschäftsleitenden Ausschuß und den bisherigen langjährigen Protokollführer, Dr. W. Bettler, wiedergewählt hat.
Unter dem Traktandum *«Wünsche und Anregungen»* überbrachten verschiedene Vertreter befreundeter Verbände ihre Grußadresse. G. Beyeler wies darauf hin, daß am 11. November 1933 die Gründungsversammlung des Uferschutzverbandes stattgefunden hat. Im Herbst 1973 soll anläßlich einer schlichten Feier dieses Ereignis gewürdigt werden.
Im Anschluß an die Generalversammlung fand ein *öffentliches Gespräch am runden Tisch* statt über das Thema *«Beschränkungen für die Motorboote auf dem Thuner- und Brienzersee»*. Am Gespräch, das durch den Präsidenten des UTB geleitet wurde, nahmen die Vertreter folgender Gremien teil: Kommission für Kleinschiffahrt des UTB, kantonale Direktion für Verkehr, Energie- und Wasserwirtschaft, Ufergemeinden, kantonale Planungsgruppe, Seepolizei, Fremdenverkehr, Fischereivereinigung, Motorbootclub und Bootswerften. Grundlage für das Gespräch bildete der Bericht der Kommission für Kleinschiffahrt des UTB. In der anschließenden allgemeinen Diskussion kamen Gegner und Befürworter von Beschränkungen des Motorbootverkehrs auf unseren Seen ausgiebig zum Wort. Beschlüsse konnten keine gefaßt werden, da es sich um eine öffentliche Diskussion außerhalb der Mitgliederversammlung handelte. In einem speziellen Artikel des vorliegenden Jahresberichtes wird darüber berichtet, was sich im Verlaufe des Jahres 1973 bezüglich Beschränkungsmaßnahmen auf unseren Seen alles ereignet hat.

Die Kleinschiffahrt auf unseren Seen

Es sei kurz auf den Bericht im letzten Jahrbuch verwiesen, wo wir feststellten, daß die Kommission für Kleinschiffahrt des UTB ihre Untersuchungen abgeschlossen hat und daß die aus diesem Bericht abgeleiteten Forderungen für Beschränkungsmaßnahmen den kantonalen Be-

hörden unterbreitet werden. Mit Schreiben vom 7. Februar 1973 gelangten wir mit folgenden vom Vorstand beschlossenen Vorschlägen an die kantonale Direktion für Verkehr, Energie- und Wasserwirtschaft:

Geschwindigkeits- und andere Beschränkungen für Boote mit Verbrennungs- und Elektromotoren

1. 10 km pro Stunde in den 300-m-Uferzonen und in den bereits bisher mit Beschränkungen versehenen Gebieten an beiden See-Enden.
2. 30 km pro Stunde auf dem ganzen übrigen Seegebiet.
3. Festsetzung von Lärmhöchstwerten für Motorboote.
4. Vorschriften technischer Art zum Schutze von Luft und Wasser gegen die Verschmutzung durch Öl, Treibstoffe und Abgase.
5. Nachtfahrverbot 22.00—06.00 Uhr, mit Ausnahmen für Berufsfischer.
6. Motorboot-Fahrverbot in der 300-m-Uferzone, ausgenommen die direkte Hin- und Wegfahrt zu Hafenanlagen und Anbindestellen. Ausnahmen für Hilfs- und Rettungsaktionen.

Einschränkung bei der Abgabe von Bootsbewilligungen

7. Neue Motorbootsbewilligungen werden ab sofort nicht mehr ausgestellt.
8. Alle heute gültigen Bewilligungen für Motorboote erlöschen spätestens nach Ablauf von 10 Jahren.
9. Bewilligungen für aus dem Verkehr gezogene oder abgewrackte Boote können nicht auf neue Boote übertragen werden.
10. Betriebe und Organisationen, die für die Ausübung ihrer Tätigkeit auf Motorboote angewiesen sind, erhalten weiterhin Motorbootsbewilligungen. Es betrifft dies insbesondere:
    — Berufsfischer
    — Rettungsorganisationen
    — Fischereiaufsicht
    — Seepolizei
    — Organisationen, die für Rettungs- und Hilfsdienste Motorboote benötigen (zum Beispiel Segelschulen, Regatten).

11. Elektroboote, deren maximale Geschwindigkeit 10 km pro Stunde nicht überschreitet, unterliegen keiner Einschränkung.

12. Wohnboote jeder Art, mit — oder ohne Motor, sollen nicht bewilligt werden. Als Wohnboote gelten Schiffe, wenn sie mit Kocheinrichtung, Schlafkojen und Toilette ausgerüstet sind.

13. Für Segelschiffe und Ruderboote, von mehr als 4 Meter Länge, sind vorläufig keine Einschränkungen bei der Bewilligung nötig, hingegen kann vom Besitzer der Nachweis für einen Liegeplatz auf dem Wasser oder einen Parkplatz in Ufernähe oder beides verlangt werden.

14. Für leichttransportierbare Boote, von weniger als 4 Meter Länge, wird der Nachweis des Liege- oder Parkplatzes nicht verlangt.

15. Wanderboote: Für ausländische Boote ist eine befristete Bewilligung zu verlangen. Diese wird nur für Ruder- und Segelboote erteilt, Motorboote jeder Art sind nicht zugelassen. Für Boote, ausgenommen Motorboote, die an einem Schweizer See immatrikuliert sind, kann vorläufig auf diese temporäre Bewilligung verzichtet werden.

16. Anbindeplätze: Bis zum Abschluß der Seenplanung und solange die dringlichen Bundesbeschlüsse in Kraft sind, sollen keine Baubewilligungen für private Anbindeplätze und keine neuen Bojen auf öffentlichem Seegrund mehr bewilligt werden.

Im Frühjahr 1973 unterbreitete das kantonale Amt für Verkehr, Energie- und Wasserwirtschaft allen interessierten Kreisen einen «Katalog mit Änderungen und Ergänzungen der Vorschriften über die Kleinschiffahrt» zur Stellungnahme. Zu diesen Vorschlägen äußerte sich der Vorstand des UTB zusammenfassend wie folgt: «Der UTB hält für eine definitive Regelung der Kleinschiffahrt im Thuner- und Brienzersee grundsätzlich an seiner Eingabe vom 7. Februar 1973 fest. Mit einer provisorischen Sofortmaßnahme können wir uns einverstanden erklären, wenn sie Beschränkungsmaßnahmen umfaßt, die als Etappe zu einer späteren Lösung in dem von uns vorgeschlagenen Sinne aufgefaßt werden können.»

Als Ergebnis dieser Vorarbeiten wurden am 21. Juli 1973 durch den Regierungsrat «Sofortmaßnahmen für die Kleinschiffahrt» erlassen, welche unverzüglich in Kraft gesetzt wurden. Diese Sofortmaßnahmen sollten unerwünschte Auswirkungen der in andern Kantonen und angrenzenden Ländern erlassenen Beschränkungsmaßnahmen verhindern und eine definitive Regelung nicht präjudizieren; sie enthalten unter anderem einschränkende Bestimmungen für die Schaffung neuer Bootsanbindeanlagen, außerdem werden die Betriebsbewilligungen für Motorboote bezugnehmend auf den Stand vom 31. Juli 1973 plafoniert.
Durch die akzentuierte und eindeutige Stellungnahme des Uferschutzverbandes wurde bewirkt, daß der ganze Problemkreis betreffend Beschränkungsmaßnahmen für die Kleinschiffahrt auf unseren Seen vor die breite Öffentlichkeit getragen und von Gegnern und Befürwortern eingehend diskutiert wurde, wobei als erstes Ergebnis bereits eine Reihe von Sofortmaßnahmen in Kraft getreten sind. Wir hoffen, daß schlußendlich im Interesse der Erhaltung unserer Seen als Ruhe- und Erholungszone eine für alle beteiligten Kreise annehmbare Regelung und Lösung des ganzen Problems gefunden werden kann.

Die provisorischen Schutzgebiete aus der Sicht des UTB

Die Auflage des Planes mit den provisorischen Schutzgebieten gemäß dringlichem Bundesbeschluß vom 17. März 1972 löste verschiedene, zum Teil recht kritische Reaktionen aus. Da der UTB die Bestrebungen zur Raumplanung unterstützt, sahen wir uns zur folgenden Stellungnahme in der Presse veranlaßt, welche wir auszugsweise zitieren:

«Vorerst ist zu bemerken, daß alle interessierten Stellen im Gebiet der oberländischen Seen befragt wurden. Regionen und Gemeinden konnten ihre Anliegen vorbringen. Leider wurde mancherorts diese Anfrage einfach übersehen.
Wenn unsere oberste Landesbehörde dringliche Maßnahmen verfügt, so handelt es sich sicher um einen Notstand. Unsere Bundesräte sind Realpolitiker und werden kaum utopische Pläne verfolgen. Wenn dazu noch ein rasches Tempo angeschlagen wird, erscheint das Geschäft um so dringlicher.

Was bringt uns dieser Plan? In erster Linie eine Ruhigstellung der gefährdeten Gebiete, eine Besinnung auf die Werte unserer Landschaft, den Stop baulicher Fehlentwicklungen, die wirksame Bremsung des Ausverkaufes der Heimat.
Bevor eine vernünftige Raumplanung geschaffen werden kann, müssen die wahren Bedürfnisse festgelegt werden.
Zur Zeit sprechen wir dauernd von Wohnungsbau, schaffen aber höchstens «Unterkünfte». Die Massensiedlungen am Rande der Städte haben keinen idealen Wohnwert. Höchstens wer sich eine Zweitwohnung leisten kann, kommt in den Genuß der Landschaft und verbaut den Übrigen den Erholungsraum.
Im Interesse aller Bewohner sowie der fremden Besucher muß ein Netz zusammenhängender Erholungsgebiete über das ganze Land erhalten bleiben. Aus dieser Erkenntnis heraus hat der Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee in Zusammenarbeit mit den Planungsregionen Thun, Jungfrau und Oberhasli Erhebungen gemacht und den zuständigen Behörden seine Wünsche unterbreitet.
Seit Jahrzehnten kämpft der UTB für die Erhaltung unserer schönen Landschaft. Er wendet sich heute an alle Naturfreunde, an alle, die kein eigenes «Plätzchen» haben, an alle, die sonst schweigen: Veranlaßt eure Ortsbehörde zu einer positiven Haltung gegenüber dem Plan der Schutzgebiete. Den vielen Einsprachen von Interessengruppen muß der klare Wille der Stimmbürger gegenüberstehen, die vom Volk verlangte und vom Bundesrat angebahnte Raumplanung durchzusetzen.
Falls diese Vorlage zu Fall gebracht werden sollte, wird unser Land in zwanzig Jahren einem «ausgefischten Schmutzgewässer» zu vergleichen sein.»

Überbauung Strättlighügel

Seit längerer Zeit wird die weitere Überbauung des Strättlighügels geplant. Der ganze heute noch nicht überbaute Höhenzug des Strättlighügels mit der Burgruine bildet ein wesentliches Element der Landschaft am unteren Thunerseeufer. Der UTB vertritt die Auffassung, daß eine Bebauung des Strättlighügels einen Eingriff in die Landschaft von großer Tragweite bedeutet. Durch eine Überbauung des markanten Moränezuges mit der historisch bedeutsamen Strättligburg wird das

Gebiet zwischen Thun und Spiez seines landschaftlichen Reizes zu einem großen Teil beraubt, und die Versteinerung der Seeufer wird ein wesentliches Stück fortschreiten. Der UTB verlangt deshalb die Freihaltung der Höhenzüge, die einen wichtigen Hintergrund des Seeufers bilden. Ein Mittel zur Verhinderung einer zu weitgehenden Überbauung bildet auch der dringliche Bundesbeschluß über Maßnahmen der Raumplanung, liegt doch das Gebiet des Strättlighügels zu einem großen Teil im provisorischen Schutzgebiet. Unsere Verhandlungen mit der Bauherrschaft und der Stadt Thun sind noch nicht abgeschlossen, wir hoffen aber, daß als Resultat unserer Besprechungen und Bemühungen eine befriedigende Lösung gefunden werden kann.

Strandweg Lachen — Bonstettengut

Ein altes Postulat, dessen Verwirklichung die Gemeinde Thun seit langer Zeit anstrebt, ist die Erstellung des Strandweges Lachen—Bonstettengut am linken Thunerseeufer. Dem Uferschutzverband wurden verschiedene Möglichkeiten für eine Linienführung unterbreitet. Eine zur Diskussion gestellte Variante, welche hinter bestehenden Gebäuden durchführt, kann nach unserer Auffassung als Strandweg nicht in Frage kommen. Bei einer anderen Variante, welche auf der ganzen Länge vor den privaten Parzellen hindurchführt, sollte bei der Detailplanung dem Schutzgedanken und dem besondern Reiz der Uferzone Rechnung getragen werden. Besondere Beachtung ist hier den Dammschüttungen und den Schilfinseln zu schenken. Eine befriedigende Lösung scheint hier in Zusammenarbeit mit den Behörden der Stadt Thun gut möglich zu sein.

Strandweg Brienz—Kienholz

Im Jahrbuch 1971 konnten wir berichten, wie die Liegenschaft Zuber in Brienz mit finanzieller Unterstützung durch die SEVA und den UTB von der Gemeinde Brienz erworben wurde. Im Berichtsjahr bewilligten wir nun einen Kostenbeitrag von 5000 Franken zur Gestaltung der Liegenschaft Zuber. Dieser Kostenbeitrag wird geleistet für die Erstellung des Strandweges Kienholz—Brienz auf der betreffenden Liegenschaft.

Damit gelangt ein kleines Teilstück des Strandweges zur Ausführung; wir hoffen, daß bald weitere Stücke gebaut werden können mit dem Ziel, das ganze Ufer vom Bahnhof Brienz bis Kienholz mit einem durchgehenden Strandweg zu erschließen.

Pilgerweg; Brücke über den Sundbach

Nachdem der Sundbach im Unterlauf korrigiert wurde, ist nun für die Überquerung des Sundbaches im Delta der Bau einer Fußgängerbrücke vorgesehen. Diese Brücke ist notwendig, da sonst bei schlechten Witterungsverhältnissen das Sunddelta oft nicht überquert werden kann und der Pilgerweg unterbrochen ist. Zur Ausführung wird sehrwahrscheinlich eine einfache Brücke in Holzkonstruktion kommen. Der UTB wird sich mit einem angemessenen Beitrag an den Erstellungskosten dieser Brücke beteiligen.

Jubiläumsfeier 40 Jahre UTB

Vor 40 Jahren, am 11. November 1933, wurde in Interlaken der Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee gegründet. An einer schlichten Feier sollte den Pionieren dieser Tat gedacht, Rückschau auf die 40jährige Verbandstätigkeit gehalten und das künftige Wirken des Verbandes überdacht werden. Zu dieser Jubiläumsfeier, welche am 9. November im Hotel Weißes Kreuz in Interlaken stattfand, wurden die Mitglieder des Vorstandes, die Ehrenmitglieder und die Vertreter befreundeter Verbände mit ihren Gattinnen eingeladen.
In seiner Jubiläumsansprache setzte der Verbandspräsident die Ziele des UTB, hielt Rückschau und hob in Worten des Dankes treue Mitkämpfer hervor. Eine wohlverdiente Ehrung wurde dem eigentlichen Initianten und heutigen Ehrenmitglied Ernst Freiburghaus zuteil. Besonders geehrt wurden auch Milton Hartmann, seit Anbeginn bis heute Vorstandsmitglied des UTB; Dr. W. Bettler, Protokollführer während 39 Jahren; Dr. Hans Itten, seit 35 Jahren Vorstands- und heute Ehrenmitglied unseres Verbandes; sowie Redaktor Rudolf Wyss für seine dem UTB in der Presse stets gewährte Unterstützung und Verfechtung der Ziele unseres Verbandes.

Der Präsident wies darauf hin, daß unsere Tätigkeit nach außen oft einem «glanzlosen Weg der keinen Schritte» gleichkommt, dahinter aber steht das große Ziel, zu allem, was unser Leben reich und wertvoll macht, Sorge zu tragen.
Den Gruß der Berner Regierung überbrachte Baudirektor Erwin Schneider. Er dankte denjenigen, die im Oberland die Begriffe «Planung» und «Uferschutz» vertraten, als diese noch nicht in aller Leute Mund waren. Regierungsrat Schneider wies auf die bestehende Gesetzgebung hin, welche die Bestrebungen von Natur- und Heimatschutz weitgehend unterstützt; die besten Gesetze nützen jedoch nichts, wenn sie nicht sinnvoll angewendet werden.
In einer Reihe von Glückwunschbotschaften und Grußadressen empfingen die Organe des UTB nicht nur Glückwünsche zum Jubiläum, sondern zugleich auch die Ermunterung und Verpflichtung, die Arbeit in gleichem Sinn und Geist weiterzuführen.
Die in freundlichem und gediegenem Rahmen durchgeführte Feierstunde wurde umrahmt mit Kammermusik von Borodin und Dvorak, vorzüglich dargeboten durch das Reistquartett. Den Abschluß der wohlgelungenen Feier bildete ein einfaches Bankett. Allen Teilnehmern wurde die von Redaktor Wyß verfaßte Gedenkschrift «40 Jahre Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee» übergeben; der Inhalt dieser Gedenkschrift ist auch im vorliegenden Jahrbuch enthalten.

Bootshafen Neuhaus in Unterseen

Das Verkehrsamt des Kantons Bern hat uns das Projekt einer privaten Bauherrschaft zur Stellungnahme unterbreitet, das im wesentlichen die Erstellung eines 40 Meter langen Abschlußdammes vorsieht, womit die bestehende offene Seebucht beim Neuhaus praktisch vom See abgetrennt und in einen Binnenhafen umgewandelt würde. Unser Bauberater hat in seiner negativen Stellungnahme zu diesem Bauvorhaben begründet, warum es nicht möglich ist, der vorgesehenen massiven Erweiterung des bestehenden Hafens zuzustimmen. Der Bau des Abschlußdammes mit Laufsteg würde mit den dahinter verankerten 32 Seglern einen dichten Sperriegel bilden, der freie Sicht auf den See und das gegenüberliegende Ufer verunmöglichen würde. Das beste-

hende Bild der einzigartigen Bucht mit den östlich flankierenden Baumgruppen und der beruhigenden Seenfläche würde verdorben. Es ist unbegreiflich, daß gerade hier als Abschluß des Naturschutzgebietes Weißenau eine solche Anlage entstehen muß. Neben diesen schwerwiegenden Bedenken aus der Sicht des Landschaftsschutzes und im Blick auf unsern Kampf um die Freihaltung der Seenufer, sind wir der Meinung, daß der Staat keine Bewilligungen für die Erstellung von Hafenanlagen erteilen sollte, bevor die im Gange befindliche gemeinsame Seenplanung der drei an die Seen anstoßenden Regionalplanungsverbände ein Konzept über das Bedürfnis und den Standort neuer Hafenanlagen vorgelegt hat. Dabei müssen selbstverständlich die berechtigten Interessen des Segelsportes auch zum Zuge kommen. Überdies haben wir uns immer dagegen gewehrt, daß auf dem staatlichen Seegrund private Bauvorhaben ausgeführt werden.

Rebbau Oberhofen

Zur Beschaffung der Mittel für die Wiederherstellung von im Sommer 1973 durch Wasserdruck eingestürzten Rebmauern sah sich die Rebbaugenossenschaft Oberhofen zur Erhöhung des Anteilscheinkapitals gezwungen. Im Interesse der Erhaltung des Rebbaus am rechten Thunerseeufer und als Anerkennung der bisher schon dafür geleisteten Arbeit haben wir 3000 Franken für die Zeichnung von fünfzehn neuen Anteilscheinen bewilligt.

SEVA

Die SEVA hat uns verdankenswerterweise auch im Berichtsjahr die zur Entfaltung unserer Tätigkeit notwendigen Mittel zur Verfügung gestellt.

Personelles

Im Berichtsjahr haben wir den Tod von zwei Mitgliedern zu beklagen, die durch ihr Wirken in besonderer Weise mit unseren Bestrebungen verbunden waren: Herr alt Forstmeister Emil Dasen in Spiez, ehemaliges Vorstandsmitglied und Herr Oberförster Rudolf Schwammberger in Unterseen. Beide Verstorbenen halten wir im besten Andenken.

Nebst den vorstehend erwähnten Geschäften wurde eine Fülle weiterer Anliegen behandelt, wofür der Geschäftsleitende Ausschuß achtmal und der Vorstand dreimal zu Sitzungen zusammentraten. Nach wie vor bleibt die Beurteilung von Einzelobjekten eine Hauptaufgabe unseres Verbandes. Diese Beurteilung erfolgt im Blick auf das Ganze. Deshalb nimmt uns die Raumplanung immer mehr in Anspruch, was auch in der Erweiterung unserer Bauberatung durch einen Planungsberater zum Ausdruck kommt. Wir setzen uns gegen den fortschreitenden und nicht mehr gut zu machenden Verzehr des Rohstoffes «Landschaft» durch die überbordende Bautätigkeit zur Wehr. Wir sind der Meinung, daß der Raumplanung auf allen Ebenen und in allen Bereichen noch viel mehr als bisher ein restriktives Konzept von der Belastbarkeit unseres Lebensraumes zugrunde gelegt werden muß. Das bedeutet, daß manche planerischen Ziele, die noch im Glauben an unbegrenztes wirtschaftliches Wachstum gesteckt worden sind, zurückgenommen werden müssen. Es ist uns bewußt, daß dieser Weg zurück in ein besseres Gleichgewicht zwischen Natur und Zivilisation ein großes Umdenken erfordert.

Wir befinden uns bei der Verwirklichung unserer Ziele meistens in einer Kampfsituation, die uns mehr Kritik als Lob einträgt. Das liegt in der Natur der Sache, weil wir als Vertreter des Allgemeinwohls in der Regel mit Einzelinteressen konfrontiert werden. Um so mehr hat uns die Anerkennung gefreut, die der UTB anläßlich des Jubiläums seines vierzigjährigen Bestehens erfahren durfte. Dabei kam zum Ausdruck, daß unser Verband im Bewußtsein der Öffentlichkeit als Wächter über die Landschaft unserer Oberländer Seen verankert und nicht mehr wegzudenken ist. Anerkennung ist zugleich Verpflichtung, Verpflichtung für alle, die in den kommenden Lebensabschnitten des UTB die Geschicke des Verbandes bestimmen werden, unbeirrbar für die Erhaltung der Schönheit unserer Natur tätig zu sein, wobei das Ziel aller Anstrengungen die seelische und geistige Gesundheit des in ihr wirkenden Menschen bleiben muß.

Für den Geschäftsleitenden Ausschuß:
G. Beyeler, Präsident

Berichte der Bauberater

Gemeinden Sigriswil und Spiez, sowie kleine Seen im Amte Thun

H. Zihlmann, Architekt FSAI, Hünibach

In der Berichtsperiode bis Ende Oktober 1973 wurden in der Gemeinde Sigriswil 29 Baugesuche geprüft, in der Gemeinde Spiez waren es 35 Gesuche. In 12 Fällen wurde Einsprache erhoben.
Leider konnten der Bauzonenplan und die neue Bauordnung in Sigriswil noch nicht abgeschlossen werden. Speziell die Uferpartien und Steilhänge über dem See sind bevorzugte Lagen zur Überbauung, wo nach heute bestehender Bauordnung für diese landschaftlich überaus exponierten Gebiete zu hoch und zu groß gebaut werden kann. Diese Tatsache veranlaßte den Bauberater wiederholt, gegen derartige harte Eingriffe in die Natur Einsprache zu erheben.
Mehrfamilienhäuser als «Blockbauten» finden neuerdings auch in den oberen Seeuferorten vermehrt Liebhaber. Nach den geltenden Bestimmungen kann diese Art Bauten nicht einfach abgelehnt werden. Wesentlich ist hier, daß die Gemeinden durch die nun zu überarbeitenden Bauzonenpläne diese Bauten in Gebiete verweisen, wo sie in der Landschaft tragbar erscheinen. Dennoch ist hier die richtige Materialwahl und Farbgebung von entscheidender Bedeutung.
Die Auflage der gemäß dringlichem Bundesratsbeschluß von 1972 geforderten Schutzzonen hat da und dort recht viel Staub aufgewirbelt. Während in gewissen Gegenden sicher teilweise Kritik am Platze war, haben doch diese Maßnahmen für unser Seengebiet eine dringend notwendige Überarbeitung der Bauzonenpläne ermöglicht, die den Landschaftsschutz noch vermehrt zu berücksichtigen haben.
In der Spiezerbucht kündigt sich eine sehr rege Bautätigkeit an. Nachdem die Appartementshäuser im «Städtli» schon vor Jahresfrist beendet waren, konnte in der Berichtsperiode das Parkhaus in Betrieb genommen werden. Durch mehrere Sitzungen und Begehungen konnte auch in Bezug auf Materialien und Farbgebung eine tragbare Lösung gefunden werden. Was nun noch fehlt, ist die festgelegte Bepflanzung, durch welche der etwas starre Baukörper die notwendige Auflockerung findet. Im Städtligebiet wurden zwei Hotelbauten publiziert, deren

architektonische Qualitäten sehr unterschiedlich taxiert werden mußten. Während ein Projekt nun bewilligt werden kann, wird das zweite in Zusammenarbeit mit der Kant. Denkmalpflege dem architektonisch strengen Maßstab noch gerecht werden müssen.
Weiter ist in der Spiezerbucht eine Planungsphase ganz großen Ausmaßes angelaufen, die den UTB noch sehr intensiv beschäftigen wird. Nebst einer harmonischen Einfügung der Bauten in die Landschaft werden wir den Kampf um die Freihaltung tiefer Uferzonen als öffentliche Erholungsräume mit scharfer Klinge führen müssen.
Allein in der Ortschaft Einigen war ich gezwungen, in drei Fällen Einsprache zu erheben. Eine Überbauung mit drei Ferienhäusern am See konnte infolge frühzeitiger Zusammenarbeit mit Gemeinde und UTB befriedigend gelöst werden, obschon dieser Uferstreifen für die Erweiterung des Strandbades wertvoll gewesen wäre. Schade, daß solche Vorhaben derart hohe finanzielle Mittel erfordern, daß an einen Kauf nicht zu denken ist. In unmittelbarer Nähe der Kirche Einigen sollte ein Bootssteg gebaut werden. Das Gesuch mußte mit aller Entschiedenheit abgelehnt werden, da diese Anlage den traditionellen Ortskern verunstaltet hätte. Es bleibt zu hoffen, daß für unsere Seen bald ein Konzept für zentralisierte Bootshäfen an geeigneten Standorten vorgelegt werden kann.
Die Polizeidirektion des Kantons Bern, Abteilung Außen- und Straßenreklame, unterbreitete ein Gesuch zur Anbringung einer Konturenbeleuchtung an einer gegen den See gerichteten Hotelfassade. Unser Entscheid wurde für weitere derartige Reklamen als für die zukünftige Ufergestaltung richtungsweisend angesehen. Der UTB setzt sich dafür ein, daß Reklamebeleuchtungen an unseren Seen nur vereinzelt verwendet werden dürfen. Sie sollen nicht gegen den See gerichtet sein. Eine Ausstrahlung kann nur gewährt werden, wenn es sich um indirekt beleuchtete Flächen oder Schriften handelt. Dazu kommen nur die Farben weiß-hellblau in Frage. Die Beleuchtungsstärke ist derart zu reduzieren, daß die Reklame aus größerer Distanz (gegenüberliegendes Ufer) nicht mehr sichtbar ist. Die Zusammenarbeit mit einer bewilligenden Instanz ist auch hier sehr wertvoll.
Von den kleinen Seen im Amte Thun wurden einzig in der Gemeinde Längenbühl zwei Baugesuche eingereicht. Bei einem Projekt handelt es sich um einen Wiederaufbau eines teilweise abgebrannten Gebäudes.

Das zweite Vorhaben sah die Erstellung von vier Ferienhäusern vor, die in die Schutzzone des Dittligsees zu liegen kamen, einen ortsfremden, modernistischen Baustil aufwiesen und auch von den Gemeindebehörden abgewiesen wurden. Dieses Baugesuch wurde nun glücklicherweise zurückgezogen und ein Landkauf durch die Öffentlichkeit wird in nächster Zeit zur Diskussion stehen.

Gemeinden Oberhofen, Hilterfingen und Thun

R. Stähli, dipl. Arch. ETH/SIA, Thun

In den uns interessierenden Gebieten der Gemeinden Thun, Hilterfingen und Oberhofen war in diesem Jahr kein Rückgang der Bautätigkeit festzustellen.
Sechs Überbauungsvorschläge wurden dem Bauberater zur Stellungnahme unterbreitet.

— Zu einem Vorschlag erübrigte sich eine detaillierte Stellungnahme, da er in der Zone 1 (Planungssperre) der provisorischen Schutzgebiete laut dringlichem Bundesbeschluß liegt, was offenbar auch den bereits orientierten lokalen Behörden entgangen war.
— Ein zweiter Vorschlag konnte dem Planer zur vollständigen Neubearbeitung zurückgegeben werden. Als Kernstück dieser Bebauung war ein über 10 Geschosse zählendes Gebäude geplant.
— Bei zwei weiteren Bebauungen hat die Stellungnahme des Bauberaters verschiedene Änderungen in Konzeption und Detailgestaltung bewirkt; ein letzter Vorschlag wird in Zusammenarbeit mit unserem Planungsberater, Herrn Architekt Steiner, weiterverfolgt. Auch hier besteht berechtigte Hoffnung, daß eine Bebauung, welche die Gegebenheiten von Landschaft und bestehender Bebauung besser berücksichtigt, verwirklicht werden kann.
— Schließlich konnte mit Genugtuung festgestellt werden, daß ein kleinerer Bebauungsvorschlag genau den Richtlinien der Bauberatung entsprach, was zeigt, daß unsere Bemühungen von einem Teil der Fachleute verstanden und mitempfunden werden.

Neben diesen größeren Bauaufgaben wurden acht Einzelgebäude geprüft und wegen Verstößen gegen unsere Richtlinien mit Einsprachen belegt.
Erfreulich war, daß mit Ausnahme eines Einzigen sämtliche Bauherren unsere Bedenken verstanden haben und die Pläne in unserem Sinn überprüft haben.
Zwei Gebäude, die Uferlinie oder Seegrund tangiert hätten, konnten, in erster Linie dank dem dringlichen Bundesbeschluß, vollständig verhindert werden.

Gemeinden Beatenberg, Unterseen, Därligen, Leißigen, Krattigen

H. Huggler, dipl. Arch. ETH, Brienz

Im Jahrbuch 1971 wurde über das Projekt für einen Hotelneubau in der Gemeinde Därligen berichtet. Das Bauvorhaben beschäftigte uns damals zufolge seines voluminösen Ausmaßes und ließ uns Bedenken anmelden. Im Sommer dieses Jahres wurde vom Eigentümer des Hotels Du Lac nun ein Umbauprojekt vorgelegt. Wir hatten Gelegenheit, Einsicht in die Pläne zu nehmen und uns dann zu überzeugen, daß die geplante Neugestaltung der bestehenden Anlage unseren Forderungen weitgehend Rechnung trägt.
Die baulichen Veränderungen, welche äußerlich in Erscheinung treten, beschränken sich auf das Untergeschoß und werden vom See aus kaum wahrgenommen. Es scheint möglich zu sein, eine Modernisierung unter Beibehaltung des bestehenden Bauwerkes vorzunehmen. Wir haben dem Eigentümer für sein Verständnis gedankt und konnten mit Genugtuung feststellen, daß er uns für unsere seinerzeitige Intervention gegen das monumentale Neubauprojekt volle Anerkennung bekundet.
In der Gemeinde Beatenberg konnten wir zum Projekt einer modernen Hangbebauung Stellung nehmen. Wir mußten das Bauvorhaben aus prinzipiellen Gründen ablehnen.
Bedenklich schien uns ein geplanter Ausbau des Segelbootshafens im Neuhaus. Bedenklich wegen der Abriegelung des freien Blickes über den See und das gegenüberliegende Ufer an einer historischen und zugleich landschaftlich einzigartigen Ufergegend! Bedenklich aber auch im Hinblick auf die zur Zeit laufende Planung der Seeufer, wel-

che die Lage der notwendigen Hafenanlagen neben den Erholungsgebieten einer gut überlegten und sinnvollen Lösung entgegenführen soll. Neben diesen drei wichtigen Geschäften mußte eine Reihe kleinerer Bauvorhaben, teilweise in Schutzgebieten, geprüft werden. Sie wurden zum Teil auf Veranlassung des Regierungsstatthalteramtes, von den Gemeindeverwaltungen zur Beurteilung vorgelegt.

Brienzersee-Gemeinden

H. Boß, dipl. Arch. ETH/SIA, Zweilütschinen

Das verflossene Jahr brachte um den Brienzersee 108 Baupublikationen, 35 Prozent mehr als 1972, trotz der großen Teuerungen, dem Baustop und den Finanz-Restriktionen.
Infolge der Zunahme der Baugesuche stieg auch die Zahl der notwendigen Einsprachen. Ich mußte 9mal Einsprache erheben. Davon konnten 5 anläßlich der Einsprache-Verhandlung zur beidseitigen Zufriedenheit gelöst werden. Eine Einsprache wurde anläßlich der Verhandlungen nicht zurückgezogen und auch der Gesuchsteller beharrte auf seinem Bauvorhaben. Die Kantonale Baudirektion hat darauf die Einsprache des UTB geschützt. Ein neues, besseres Projekt soll entworfen werden. Zwei Bauherren verzichteten auf das Bauvorhaben und ein Gesuchsteller verschob die Ausführung seines Projektes.
In 25 Fällen durfte ich die Projektpläne vor der Publikation für die Gemeinden und für Private einsehen und begutachten. Dafür waren oft Platzbegehungen mit der Baubehörde notwendig. Erfreulich ist, daß es sich dabei in einigen Gemeinden um kleine Baugesuche handelte, die ohne Nachricht der Gemeinden dem Bauberater des UTB nicht zugänglich wären. Den Gemeinden, die hier erfreulich mithelfen, gebührt bester Dank. Die Bauberater des UTB wären froh, wenn alle Gemeinden dem guten Beispiel folgen würden.
Da ein großer Teil der Gemeinde Bönigen in der Schutzzone IV liegt, ging das Gesuch an den Bauberater des UTB, alle Bauvorhaben in dieser Zone zu begutachten und zu Handen des Regierungsstatthalters Antrag zu stellen. Die Geschäftsleitung des UTB hat beschlossen, diesem Gesuch zu entsprechen und die Bauprojekte zu Handen der Kant.

Baudirektion zu überwachen. Durch die Übernahme dieser Aufgabe werden die Bauberater zusätzlich belastet, was aus der großen Zahl (25) der Begutachtungen von Projekten ersichtlich ist.
Allgemein wäre noch zu erwähnen, daß bereits hier und da versucht wird, ohne Baubewilligung zu bauen und die kleine Buße in Kauf zu nehmen, ja sogar von Anfang an im Kostenvoranschlag zu budgetieren. In einer Gemeinde in meinem Kreis wurde nun aber eine Buße von 600 Franken ausgesprochen für ein kleines Objekt. Dies dürfte wohl abschreckend wirken.

Uferschutzverband und Raumplanung

U. Steiner, dipl. Arch. ETH, Spiez

Seit 40 Jahren hütet der Uferschutzverband die Gestade des Thuner- und Brienzersees und vermochte in zahlreichen kleinen Unternehmungen und Schutzaktionen ein erträgliches Uferbild an beiden Seen zu erhalten.
Die Schäden der Überkonjunktur, welche der Landschaft in vielen Teilen der Schweiz zugefügt wurden, haben Volk und Behörden veranlaßt, Maßnahmen gegen diese Zerstörung zu fordern. Der Plan für die provisorischen Schutzgebiete ist zustande gekommen und behält bis zum Jahre 1975 mehr oder weniger seine Gültigkeit. Er ist als «Ruhigstellung des verunfallten Landes» gedacht, und der kurze Zeitabschnitt muß zu einer Neuorientierung genutzt werden. Die große Mehrheit des Volkes fühlt, daß eine Wende und Neuordnung fällig ist, und in vielen Gemeinden und Regionen wird an derselben gearbeitet. Über das «Wie und Wo», das «Wenn und Aber» herrscht zur Zeit große Verwirrung. Die Planer bewegen sich im «Kreise der Sachzwänge» und suchen einen Weg aus dem Strom der Statistiken und der Inventare. Das Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung an der ETH hat nicht weniger als 9 Varianten planerischer Leitbilder der Schweiz zur Auswahl vorgelegt. Man denkt vielleicht dabei an das Thema mit Variationen, das uns Joh. Peter Hebel in seiner Geschichte von Vater, Sohn und Esel erzählt und kann nur hoffen, daß man nicht zuletzt den Esel herumtragen muß.

In unserer Demokratie ist ein Diktat von irgend welcher Seite kaum tragbar. Es muß also der altbewährte Weg zur Willensbildung von der kleinen Gemeinschaft zur Gesamtheit gewählt werden. Jede Region muß ihre Meinung erarbeiten und ein Leitbild erwählen. Die Mehrheit der Ansichten würde dann richtungsbestimmend sein.

Für die Oberländer-Seenregion ist eine Entwicklungsform zu erarbeiten, die unsere Landschaft als Erholungsraum sichert. Diese Funktion wird eigentlich von niemandem in Frage gestellt. Erholung ist aber eine individuelle Sache, und jeder erholt sich «uf si Gattig». Weiter steht wirtschaftliche Entwicklung zur Debatte, mit welcher die armen, dafür noch schönen Randgebiete beglückt werden sollen. Unter Umständen erfordert eine weitere Bevölkerungszunahme in unserem Lande auch bei uns zusätzliches Siedlungsgebiet. Verbindliche Prognosen können kaum gestellt werden. Es gilt deshalb vor allem Landreserven sicherzustellen, die in jeder Situation und zu verschiedenen Zwecken dienen können. Jeder Quadratmeter unverbrauchtes Land ist für die Nachkommen richtig geplant.

Die Seenplanung des UTB ist verhältnismäßig einfach, da ganz eindeutige Ziele angestrebt werden und klare Vorstellungen im Sinne des Landschaftsschutzes bestehen. Die Geschäftsleitung ist sich auch darüber klar, daß nicht ein Reservat geschaffen werden soll. Die Region muß kontinuierlich bewohnt, bewirtschaftet, aber auch mit Liebe gepflegt werden. Wir meinen aber, daß für ideelle Werte wirtschaftliche Opfer gebracht werden können. Der UTB appelliert an Grundbesitzer, Gemeinden und Korporationen, auch an den Staat, im Interesse der Gesamtheit unsere Uferlandschaft und die Seen nicht zu übernutzen.

Im Jahre 1972 wurden Unterlagen über die schützenswerten Gebiete zusammengetragen, welche die Seenlandschaft vom Ufer bis zum Horizont umfassen. Zugleich wurden Richtlinien ausgearbeitet, in welchen die alten Grundsätze unseres Verbandes mit den neuen gesetzlichen und planerischen Formen in Übereinstimmung gebracht werden. Viele unserer Vorschläge wurden im Plan der provisorischen Schutzgebiete berücksichtigt, und dieser wird uns als Richtplan gute Dienste leisten. Wir müssen ihn auch mit Vehemenz verteidigen; denn seit seiner Auflage wird er von zahllosen Einsprechern benagt.

Wir hoffen aber mit begründeter Zuversicht, daß überall Einsichtige mithelfen, das Gute oder mindestens das Beste dieses Planes zu erhal-

ten und daß sich auf Grund dieser Unterlage ein Leitbild unserer Gegend schaffen läßt, das von der ganzen Region mit Überzeugung vertreten wird.
Der UTB steht zur Zeit mit den regionalen und kantonalen Planungsorganen in Kontakt und versucht überall, seinen Bestrebungen die nötige Geltung zu verschaffen. Die Geschäftsleitung hat jedoch einhellig beschlossen, sich in keiner Weise durch Instanzen binden zu lassen. Wir wollen unsern Status als Kampfverband beibehalten und für kommende Aufgaben in allen Entscheidungen unabhängig sein.

Naturschutzgebiet Neuhaus-Weißenau

H. Teuscher, Unterseen

Der Strandweg Neuhaus-Weißenau wird weiterhin stark frequentiert, handelt es sich doch um eine unserer schönsten Landschaftspartien. Da sich der Weg ständig wieder senkt und viele schadhafte Partien aufwies, entschloß sich der UTB an eine Erneuerung des Weges heranzugehen. So wurde der ganze Weg von der Grenze der Neuhaus-Besitzung bis zum Eingang der Seepromenade durch einen neuen Belag erhöht. Die Arbeiten wurden in verdankenswerter Weise durch das Bauamt Unterseen recht günstig ausgeführt. In die Kosten von rund 17 500 Franken teilten sich annähernd zu gleichen Teilen die Promenadenkommission des Verkehrsvereins Interlaken, die BLS, die Gemeinde Unterseen und der UTB. Allen Subvenienten sei hier für ihre Mitwirkung der beste Dank ausgesprochen.
Die Erneuerung des Weges wird allgemein anerkannt. Es fehlt nun noch die Wiederherstellung des Reststückes auf der Neuhaus-Besitzung, nachdem die Buchenhecke in Zusammenarbeit mit der Gemeinde Unterseen auf die vorgeschriebene Höhe zurückgeschnitten wurde.
Es muß hier festgestellt werden, daß gewisse Personen immer wieder den Spazierweg verlassen, um ihre Beobachtungen aus nächster Nähe vorzunehmen. Dies widerspricht den Schutzbestimmungen. Wir haben daher am Weg eingangs Weißenau bis Dr.-Spreng-Platz im Einvernehmen mit der Kantonalen Naturschutzverwaltung zusätzliche Tafeln «Es ist verboten, den Weg zu verlassen» anbringen lassen. Das Baden vom Neuhaus bis zum erwähnten Platz wird von uns toleriert.

Auf 1. April 1973 mußten wir auf die Dienste unseres bisherigen Werkmannes, Herrn Gottfried Zimmermann, altershalber verzichten. Dem nun 80jährigen sei für seine hingebungsvolle Arbeit unser herzlicher Dank zum Ausdruck gebracht. Vom erwähnten Datum hinweg nahmen wir Herrn Paul Zingrich, Gemeindearbeiter in Unterseen, in unsere Dienste, der seither mit großem Fleiß und Interesse zusammen mit seinen Angehörigen die Reinigung und den Unterhalt des Schutzgebietes besorgt. Auch ihm sei der beste Dank für seine große Arbeit ausgesprochen, ebenfalls den beiden Bewachern, Polizei-Gefreiter Wyßmann und Gemeindepolizist Benninger.

Zu unserem Pflichtenkreis gehört auch die Betreuung der dem Staat Bern gehörenden Burgruine Weißenau. Nachdem wir diese letztes Jahr von den hervorsprießenden Büschen und Bäumen befreien ließen, stellten wir dieses Jahr Schäden am Mauerwerk in den Eingangspartien fest. Im Einvernehmen mit dem Hochbauamt des Kantons Bern wurde der Eingang vorläufig gesperrt und Herr Fritz Feuz, Maurermeister in Wilderswil, mit der Konsolidierung des dortigen Mauerwerks beauftragt. Herr Feuz hat in Zusammenarbeit mit einem Sachverständigen auch die Burgruine Unspunnen teilweise wieder aufgebaut und die Mauern gefestigt.

Neue Mitglieder 1973

Korporationen und Gesellschaften:

Direktion für Verkehr, Energie- und Wasserwirtschaft des Kantons Bern, Rathausplatz 1, Bern

Einzelmitglieder:

von Allmen Anna, Postbeamtin, Tracht, Brienz
Bernasconi Robert, Planungschef, auf der Burg, Höfen bei Thun
Bernet Albert, Lehrer, Weißenaustraße 11, Unterseen
Bolliger Arthur, Techniker, Höhestraße 15, Hilterfingen
Buchs Hans, Großrat, Lehrer, Goldey 41, Unterseen
Dürst Peter Dr., Chef Rechtsdienst Eidg. Amt für Umweltschutz, Innere Ringstraße 8, Thun
Fiechter Hans, Uhren-Bijouterie, Niesenstraße 27, Interlaken
Flühmann Hans, eidg. Beamter, Fluhberg, Brienz
Fugazza Arnold, Sekundarlehrer, Tulpenweg 3, Matten bei Interlaken
Gafner Alfred, Lehrer, Steindlerstraße 24 c, Unterseen
Gerlach Anna M. C. Frl., Vorholzstraße 19 b, Unterseen
Gerlach Arnoud, Direktor, Schmockenweg 47, Beatenberg
Graf Hans, Forstingenieur, Nünenenstraße 35, Thun
Großniklaus Hans-Peter, Sekundarlehrer, Obere Bahnhofstraße 6, Spiez
Hofer Werner, Masch.-Ing. HTL, Pappelweg 3, Ostermundigen
Horn Retha, Postgasse, Interlaken
Knecht Werner Dr., Fürsprecher, Spiez
Kohler Markus, Lehrer, Beatenbergstraße 41A, Unterseen
Lutz Bernhard Dr., Rechtsanwalt, Stationsstraße 5, Birmensdorf
Mani Franz, Lehrer, Seestraße 70, Unterseen
Margot Simon, Lehrer, Freihofstraße 6, Unterseen
Marti Rosmarie Frl., Lehrerin, Beatenbergstraße 41, Unterseen
Mathyer-Schild Paul, eidg. Beamter, Birgisgasse, Brienz
Michel K. Dr., Chemiker, Tannenhof 8, Neuenhof AG
Ruch Hans, Alpkäsereiinspektor, Kant. Bergbauernschule, Hondrich
Rufer Fritz, Schulinspektor, Kirchlindachstraße 2, Münchenbuchsee
Schaffner Emil, Gemeinderat, Kaufmann, Bahnhofstraße 2, Unterseen
Schätzle-Heutschy Margarethe Frau, Chalet Gösta, Ringgenberg
Schlegel Hans Peter, Lehrer, Gurbenstraße 38, Unterseen
Schmid Hans, Gemeindeschreiber, Simmentalstraße 10, Spiez
Schorer Paul, Fürsprecher, Aarbergergasse 21, Bern
Schwab Rudolf, Avia-Garage, Höheweg 199 A, Interlaken
Stähli Rolf, dipl. Architekt ETH/SIA, Freienhofgasse 11, Thun
Steiner Kurt, Oberförster, Zweisimmen

Trauffer Hermann, Architekt, Unterdorfstraße 11, Matten bei Interlaken
Vogt Ulrich, Oberförster, Wisoey, Frutigen
Wälti Arnold, Angestellter AMF, Brunngasse 31, Matten bei Interlaken
Weber Otto, Sekundarlehrer, Neufeldstraße, Sumiswald
Weibel Margrit, Hotelière, Hotel du Lac, Därligen
Weibel-Stucker Urs, Grubenweg 2, Alchenflüh
Widmer Peter, Gemeinderatspräsident, Sekundarlehrer, Faulensee

Mitgliederbestand 1973

	per Ende 1973	1972
Gemeinden	19	19
Korporationen	68	67
Einzelmitglieder mit Jahresbeitrag	731	694
Einzelmitglieder mit einmaligem Beitrag	91	111
	909	891

Der Rechnungsführer: H. Teuscher

Inhaltsverzeichnis

Vorstand 1973 2

Rudolf Wyss
Vierzig Jahre Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee, 1933—1973 . 3

Hermann Wahlen
Johann Peter Flück, 1902—1954 11

Hugo Maler
Der Schwander-Schrund 25

Dr. Dieter Spengler
Die Auslotung der drei Gebirgsseen
Bachalpsee, Sägistalsee und Hinterburgsee (Berner Oberland) . . . 30

Oskar Reinhard
Auf den Spuren von Karl Albrecht Kasthofer 41

Dr. Rolf Streuli
Johann Jakob Guggenbühl und die Kretinenheilanstalt
auf dem Abendberg bei Interlaken 56

Dr. Georg Thürer
Heinrich von Kleist auf der Delosea-Insel bei Thun 69

Ernst Buri
Gesangs- und Musikpflege in alt Brienz mit Berücksichtigung
der Gießbachlieder 75

Jahresbericht 1973 89

Neue Mitglieder 1973 109

Mitgliederbestand 1973 110